Nachträge

zu

Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste.

Vierten Bandes zweytes Stück.

Charaktere
der
vornehmsten Dichter
aller Nationen;

nebst

kritischen und historischen Abhandlungen

über Gegenstände der schönen Künste

und Wissenschaften

von

einer Gesellschaft von Gelehrten.

Vierten Bandes zweytes Stück.

Leipzig,

im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

1796.

Ueber die Sieglieder der Hebräer.

Unter den Dichtungen der Hebräer nehmen ihre Sieglieder eine merkwürdige Stelle ein. Ausser der Würde ihres Alters, welches z. T. zur frühesten Geschichte hinaufreicht, gewähren sie dem Forscher belehrende Blicke in den Geist des Volks, zu dessen Bildung viele unter ihnen durch ihre nationale Bestimmung und innige Verbindung mit der Religion mitwirkten. Mehrere Thaten der frühern Zeiten haben sich vielleicht nur durch sie erhalten. In ihnen vorzüglich bildete sich der Chorgesang, so wie die ganze phantasienreiche Vorstellung des Kriegsgottes. Ueberdieß hat sie das Schicksal der Zeit in der alten Litteratur beynahe einzig gemacht. Während wir z. B. im griechischen Alterthum den Verlust mancher Lieder, welche die επινικια und andere Feste veranlaßten, bedauern, hat sich uns aus den verschiedensten Zeiten der hebräischen Geschichte eine Reihe schöner Nationalpoesien erhalten, welche Jahrhunderte hindurch im Munde des Volks lebten.

Ein allgemeiner Ueberblick der Siegslieder nach Geschichte und Charakter beschäftige diesen Versuch. — In der frühern Sagengeschichte des wandernden Hirtenvolks wird man noch keine Gesänge dieser Art erwarten, wenn man nicht etwa Lamechs Lied auf die Erfindung des Schwerts (1 B. M. 4, 23. 24.) dahin zählen will, welches das Kraftgefühl des Erfinders und sein Vertrauen auf die neue Waffe im Tone des Triumphs schildert.

Der Befreyer der Hebräer, durch welchen sich der kriegerische Geist des Volks zuerst glücklich entwickelte, eröffnet auch die Reihe der Siegssänger. Am Arabischen Meere hatte der Nationalgott das erste glänzende Probestück seiner Tapferkeit abgelegt. Hier ward ihm auch der erste Triumphgesang geweihet. Das Lied am Meer, (2 B. M. 15.) so wie der Chorgesang Deborahs und Baraks, (Richter 5.) sind die schönsten Früchte aus dem Heldenalter. Jene heroische Zeit, in welcher auch die Poesie ein kriegerisches Gewand anlegte, und so manches kühne Abentheuer Stoff für den Gesang darbot, war an Siegsliedern reich, von welchen vielleicht die meisten verlohren gegangen sind. Indessen erkennen wir doch die alte Fülle auch bey unserer Armuth in dem Umstande, daß fast alle dichterischen Reste dieser Zeit Siegsgesänge oder Bruchstücke aus ihnen enthalten. Lieder dieser Art waren in den untergegangenen Schriften, den Moschelim, (4 B. M. 21, 27 — 30) dem Buche von

den Kriegen Jehovahs und dem Heldenbuche. So lesen wir aus den erstern das Amoritische Sieglied und aus dem Heldenbuche einen Theil von Josuas Triumphgesange (Jos. 10, 13.)

Sonne, stehe zu Gideon,
Du Mond im Thale Ajalons rc.

Aus einer ähnlichen Sammlung ging der Anfang von Simsons Triumphlied über die Philister (Richter 15, 16.)

Mit dem Backen des Esels hab' ich Haufen zu Haufen,
Mit dem Backen des Esels der Männer Tausend erschlagen.

so wie das Philistäische über ihn selbst hervor. (Richter 16, 24.)

In unsre Hand hat unser Gott bescheeret
Den Feind, der unser Land verheeret
Und unsrer Leichen Zahl gemehret.

Und so wenig man im Josua, im Buch der Richter, vorzüglich dem älteren Theile rc. Rundung und Ebenmaaß des historischen Styls suchen darf, so scheinen doch mehrere Ungleichheiten, mehrere dichterische Züge auf ähnliche Lieder hinzudeuten, welche den Sammlern vorschwebten, die überhaupt wohl, wie die ältesten Geschichtschreiber anderer Völker auch, nach Gesängen arbeiteten. Indessen darf man freylich nicht in allen Siegsliedern jener Zeiten eine Vollendung, wie im Gesange der Deborah, suchen. Die meisten waren mehr Impromtü's, Empfindungen einer fröhlichen

Menge, durch das Ereigniß des Tages geweckt, kleine Volkslieder, welche sich durch Kürze und Assonanzen eben so leicht dem Gedächtniß anschmiegten, als ihre Geburt müheloos gewesen war. a) So sangen dort bey Sauls Rückkehr die Weiber (1 Sam. 18, 7.)

Geschlagen hat Saul seine Tausende,
David seine Zehntausende.

Die damalige innige Verbindung zwischen Poesie, Musik und Tanz mußte auch den roheren Liedern dieser Art eine eigene Wirkung geben. b) Was hier aus der Seele des Dichters hervorging, mahlte zugleich der Ton und die nachahmende Bewegung, welche den Gegenstand auch dem Auge darstellete. c) Diese lebendige Verwirklichung ward dann noch durch

a) Von dieser Art waren auch die kriegerischen Gesänge anderer Völker auf ähnlichen Stufen der Kultur. Dahin gehörten wahrscheinlich manche Bardiete unserer Urväter. Solche extemporirte Lieder sangen die Kaledonischen Barden ihren Helden im Felde, nach einer vaterländischen Sitte, welche sich, wie Macpherson berichtet, fast bis auf unsere Zeiten erhalten hat (Fingal Book 4, 93. Francf. and Leipz. 83.)

b) Man erinnere sich z. B. der Amerikanischen Völker (Robertsons Geschichte von Amerika 1, 458) welche nach ihrer Weise, wie ungefähr im Liede der Deborah, alle Kriegsscenen vom Auszuge bis zur siegreichen Rückkehr durch den verschiedensten und angemessensten Wechsel der Stimme und Bewegung, mit einem Leben darstellen, daß der Europäische Zuschauer es kaum für Nachahmung halten kann.

c) Herders Geist der Ebräischen Poesie 2, 266. ff.

die Lage der Sänger begünstigt. Arbeitete der spätere Dichter nach David, fern vom Schauplatze des Krieges für den gottesdienstlichen Gebrauch des Tempels, so sangen Moses, Deborah ꝛc. mitten in der Scene und im frischen Andenken an die That des Tages. Der Sieg, welcher sie zu Liedern begeisterte, war durch ihren Arm und ihre Tapferkeit befördert. Die Weiber in jenen heroischen Zeiten, welche überhaupt kriegerischen Geist und Neigung zur Poesie und den verschwisterten Künsten mit ihren Helden theilen, erscheinen auch oft bey Triumphen thätig. So feyert, ausser Deborah, Mirjam die Thaten der Helden, gleich ihnen, durch ein Sieglied, welches sie im Reigen der Schwestern zur Aduffe singt: so empfängt Jephtas Tochter den wiederkehrenden, siegreichen Vater; so der Chor der Weiber den Saul.

Als bey dem traurigen Ende der Heldenzeit die Nation ohne Anführer und Bundeslade unter dem Drucke mächtiger Feinde seufzte, schwiegen vielleicht lange die Triumphlieder, bis sie, so wie der alte Heldengeist milder ward, einen sanfteren Ton annahmen. Hanna's Sieglied athmet statt des kriegerischen Geistes seiner Vorgänger, statt des Kraftgefühls eines Josua, welcher selbst den Kriegsgott unter seiner Obermacht wähnte, den friedlichen Sinn einer Hausfrau, welche, bey inniger Mutterfreude über die Erhebung ihres Sohnes aus der Dunkelheit, jener stolzen Abentheurer spottet, denen nur Arm und Bogen galt.

Sangen jene Jünger der Dichtkunst in ihren ländlichen Hütten, neben Sprüchen der Weisheit und Naturpoesieen, auch die Thaten der Vorzeit und seine Heldenlieder?

Die kriegerischen Zeiten Davids und seiner Nachfolger liefern Stoff zu neuen Siegsgesängen. Der königliche Dichter, welcher der Harfe, seiner Gefährtinn im Glück und Unglück, auch im Geräusche der Waffen nicht vergißt, und durch Spiel und Gesang seine Krieger zur Tapferkeit ermuntert, verherrlicht auch seine Siege durch Lieder. Mitten in den Gefahren des Krieges belebt er seine Hofnung glücklicher Zeiten durch Triumphgesänge. (Ps. 9, 16.) Sie sind die frommen Gelübde, mit welchen er die Gunst seines Schutzgottes zu gewinnen sucht. (Ps. 21, 14.) Bald ergreift er in ihnen seine eigenen, individuellen Empfindungen, bald singt er sie in der Seele seines Volks, als Nationallieder, um einstudiert und bey dem Siegsgepränge, im Heiligthume des Landesgottes, gesungen zu werden.

Jene alten Lieder aus der Heldenzeit sind indessen durch ihr Alter, durch die Würde des Gegenstandes und der Sänger selbst geheiligt. Kein Wunder daher, wenn der spätere Dichter oft, wenn gleich mit verschönernden Zusätzen, nachbildet, seinen Gesang, wie 5 B. Mos. 33, 2. mit der Schilderung des daherziehenden Kriegsgottes eröffnet, wie Deborah die läßigen Stämme verhöhnt, (Ps. 68.) wie jene und

Josua Himmelskörper als Theilnehmer an der Schlacht aufführt. (Habac. 3, 11.) Mehrere Gesänge dieser Art finden ihre Veranlassung auch durch die Nationalfeste, deren jährliche Wiederkehr das Andenken an die alte Heldengeschichte erneuert. So wird die Befreyung der Väter durch Moses noch nach Jahrhunderten am Passahfeste in Siegsliedern besungen. (Ps. 114.) — Verherrlichen die lyrischen Dichter durch sie Thaten der Zeit oder Vorwelt, so nimmt die Phantasie der Seher einen noch weiteren Schwung. In jenen Stunden der Begeisterung, in welchen sie sich aus dem Elende ihrer Zeit in eine glücklichere Zukunft versetzen, diese mit aller Glorie einer goldnen Zeit ausmahlen, Natur, Thiere und Menschen veredelt und frey sehen, geht ihre frohe Ahnung nicht selten in Triumphlieder von der verschiedensten Einkleidung über. Bald schildern sie z. B. eigene Empfindungen; bald singen sie in dem Geiste der glücklichen Nachwelt. (Jes. 14.) Hier lassen sie Jehovah an die besiegten Feinde apostrophiren, (Jes. 47.) dort hören sie ihn als Sieger bey der Rückkehr aus der Schlacht ein Triumphlied singen (Jes. 63.).

Nach alten Volksbegriffen der Hebräer ist ihre Sache zugleich Sache des Bundesgottes, ihr Feind der seinige. In ihren Kriegen gilt es so sehr dem Ruhme des Nationalgottes, daß die Dichter ihn, wenn sie ihn zur Hülfe auffordern, auch wohl bey seinem Ehrenpunkte fassen, oder an seine alten Hel-

denthaten erinnern. Es ist sein Land, sein Feuer und Heerd, wofür der Krieger streitet, sein Kriegsrecht, nach welchem er ficht. Daher dann in den Siegsliedern jene Religiösität, welche sie zugleich zu Hymnen auf den Landesgott macht. Schon der älteste Triumphgesang am Meere wird vor Jehovah gesungen, und wie dieser enthalten auch die späteren das Lob der Gottheit. Dieser Charakter ist indessen nach den Zeiten verschieden. So erscheint er sichtbarer in der Periode Davids und seiner Nachfolger, als in der vorigen stürmischen Heldenzeit. Der sanftere, religiösere Geist, welchen jener Dichter überhaupt durch sein eignes Beyspiel und die große Tempelkapelle, dem Dienste des Nationalgottes geeignet, in die lyrische Poesie brachte, zeigt sich auch in den Siegsliedern. Ideen, wie diese: kein König siegt durch große Macht; (Ps. 33, 16.) Nicht das Schwert, nur Jehovah verschafft Sieg; (Ps. 44, 4.) Nicht starke Rosse, nicht schnellfüßige Reuter gefallen ihm; (Ps. 147, 10.) Mögen andere Wagen und Rosse rühmen, wir Jehovah (Ps. 20, 8.) verrathen eine von Josua's und Simsons Zeitalter verschiedene Stimmung. Wir hören nicht mehr, wie im Liede der Deborah, die Tapferkeit einzelner Stämme und Krieger preisen, nirgends die selbstvertrauende Sprache jener alten Helden. Die Dichter scheinen über dem Kriegsgotte ihre Krieger aus dem Gesichte zu verlieren. — Weise benutzen sie die fröhliche Stimmung des Volks an Siegsfesten

auch zur Beförderung bürgerlicher Tugenden. So wird in dem schönen Wechselgesange, welcher den Landesgott selbst mit seinem heiligen Symbole, der Bundeslade, auf dem neueroberten Zion empfängt, nur dem guten Bürger Sieg verheißen: (Ps. 24, 4.)

Wer schuldlos seine Hand hielt, rein sein Herz,
Wer sein Vertrauen nicht dem Wahngott schenkte
Und keinen Meineid schwor, der mag
Empfangen Segen von Jehovah
Und Siege vom Gotte, seinem Helfer.

Dieser Gott erscheint nun größtentheils kriegerisch und an Hand und Brust seinen Helden ähnlich. Versuchen wir es, die vorzüglichsten Züge, welche von ihm in den Siegsliedern zerstreuet liegen, zu sammeln, und ihm von seinem Auszuge ins Feld bis zur siegreichen Rückkehr zu folgen! — Wie seine Helden rüstet er sich zum Streite, besteigt den Kriegswagen und zieht mit seinen Rossen daher. Mit furchtbar erhabenen Schilderungen, welche das Lied Mose's zum Gemeinorte in vielen folgenden machte, wird er auf den Schauplatz geführt. Bey seiner Ankunft fühlt die ganze Natur einen Schauer; die Erde zittert, der Himmel trieft und der Sinai bebt. (Richter 5, 4.) Ihm voran zeucht die Pest; Raubvögel fliegen unter ihm auf. Schnell und furchtbar ist seine Wirksamkeit auf dem Schlachtfelde. Er steht und die Erde wankt; er schaut, und die Völker beben und die Berge der Vorwelt zerstieben. (Habac. 3, 5 ff.) Sein

Odem haucht, und die Feinde sinken wie Bley, er athmet Rache, und sie verwehen wie Spreu. (2 B. Mos. 15, 7 — 10.) Er erhebt sich, und sie schwinden, wie Rauchwolken, wie Wachs vor dem Feuer. (Ps. 68, 3.) Er schnellt seine Pfeile gegen sie (Ps. 21, 13. Habac. 3, 10.) und die Zuschauer seiner Thaten, die Berge, flehen und die Wogen wimmern. Er zerbricht die Bogen seiner Widersacher, (Ps. 21, 13. 46, 10.) zermalmt ihre Lanzen und verbrennt ihre Kriegswagen. Vor seinem Schelten versinkt ihr Reuter sammt dem Rosse in Todesschlummer; die Helden stehlen sich vor ihm weg und ihrer keiner findet seine Hand. (Ps. 76, 6.) Er macht unter ihnen Gefangene, (Ps. 68, 19.) gürtet sich von ihren Mächtigsten mit Beute (Ps. 60, 11.) und erwirbt sich um so mehr Ehre, je tapferer der Feind kämpft. (Ps. 76, 11.) Gleich erzürnten Helden wirft er zum Zeichen der Unterjochung seinen Schuh über sie und wäscht seine Füße in ihrem Blute. So persönlich tapfer er ficht, eben so thätig sorgt er als Feldherr für seine Verbündeten. Ihnen verleiht er die Kriegstugenden, Muth und Schnellfüßigkeit, (Ps. 18, 34.) das Feldzeichen und den Siegsschild. (Ps. 18, 36. 60, 6.) Mit ihnen stellt er seine Kriegsschaaren am Himmel in Schlachtordnung, welche bald als Verbündete seiner Deborah, bald unter Josua mit ihrem göttlichen Heerführer selbst dienen. Indessen weilen auch sie dort, bey dem blitzenden Glanze seiner Waffen, beschämt und verdun-

kelt in ihren Reihen. (Habac. 3, 11.) So erringt er seinem Volke den Sieg *d*) (Ps. 118, 15) oder sichert doch seine Flucht und wehrt den Pfeilen der Feinde. (Ps. 60, 6.) Hat er diese geschlagen, dann verläßt er frohlockend im blutigen Siegsgewande das Schlachtfeld, dann freuet er sich der Tapferkeit und Stärke seines Arms, dann nährt er selbstgefällig den Gedanken, daß er allein die Feinde geschlagen hat und Niemand die Ehre des Tages mit ihm theilt. (Jes. 63, 3 — 6.) Mit seinen Lieben zieht er nun nach der Heimath zurück, wo er Feuer und Heerd hat, und vom Chorgesange des fröhlichen Volks, wie dort Jephta von seiner Tochter, empfangen wird. (Ps. 24, 47.) Auch die Natur, deren Schauer sich bey der Rückkehr des Siegers in ein süßes Entzücken auflößt, gesellt sich zur Feyer seines Triumphs. Der Erd-

d) So leitet bekanntlich auch der religiöse Pindar die Siege seiner Helden oft von den Schutzgöttern ihres Kampfspiels, Geschlechts oder Vaterlandes ab. Theron z. B. besiegt durch die Schutzgötter seines Agrigents die Tyndariden; Aristomenes in den Pythischen Spielen siegt durch Apollo. — Einige Züge vom Kriegsgotte der Hebräer finden wir auch in den Preußischen Kriegsliedern. Der wackere Grenadier, welcher mit seinem Oestreicher nur einen Gott anbetet, verengt auch diesen zum Schutzgotte seines Friedrichs. Auf Wolken fährt er in der Schlacht bey Lowositz und schlägt den Braun mit seinen Panduren in die Flucht. Sein Donner erschreckt die Feinde. Er gewinnt mit Friedrich die Schlacht, und verhöhnt im Siegsliede nach der Schlacht bey Lissa selbst, wie der hebräische Jehovah, die Feinde seiner Lieblinge.

kreis mit seinen Bewohnern, Berge und Felder und die Bäume des Waldes jauchzen, die Meere brausen sein Lob und die einst wimmernden Ströme begrüßen den Siegeer mit Händklatschen *e*). (Ps. 96, 12. 98, 7. 8.)

Schon das Lied am Meere kündigt uns einen Charakter an, welcher auch die meisten folgenden Siegsgesänge auszeichnet, Spott und Hohn. Diese Empfindung, welche dem Sieger, durch Kriegsglück und Tapferkeit über seine Feinde erhoben, so natürlich ist, finden wir daher auch in den Triumphliedern der verschiedensten Völker. Nur ein hoher Grad von Humanität, nur eigene Volksbegriffe mögen die seltene Erscheinung, wie im Ossian, bewirken, daß der Barde am Grabe der Feinde in elegischen Tönen klagt *f*).

Je mehr es zuvörderst in den Kriegen der Hebräer ihrem Jehovah galt, desto verächtlicher mußten ihren

e) Mit eben der innigen Theilnahme an den Thaten der Helden, demselben Wechsel der Empfindung beseelt Ossian seine Natur. Ziehen seine Krieger in die Schlacht, dann läßt auch er z. B. die Hügel aufschrecken und die Felsen mit allem Moose zittern. (Fingal Book 1, 23.) Kehren sie siegreich zurück, dann müssen auch in den Triumphliedern seiner Barden die Ströme jauchzen. (Comala 2, 12.)

f) Und doch enthalten auch die Siegslieder dieses humanen Dichters zum Theil bittern Spott. So singen z. B. Fingals Barden von den Römern: „The king of the World sits in his Hall and hears of his peoples flight. He lifts his red eye of pride, and takes his father's sword," (Carthon 2, 68.)

ihren patriotischen Dichtern die Stämme scheinen, welche ihren Arm seiner Sache entzogen. Siegslieder gaben ihnen hier eine günstige Veranlassung, die Feigheit solcher Abtrünnigen durch eine öffentliche Rüge zu brandmarken. So verhöhnt z. B. Deborah *g)* den Stamm Ruben, welcher die Ruhe des Hirtenlebens den Beschwerden eines Feldzuges vorgezogen hatte. (Richter 5, 14. 15.) Sie sieht ihn an den Bächen der Heimath unter seinen Heerden sitzen, *fragt ihn um die Ursache seines Säumens*, und *läßt ihn ganz in seinem kriegsscheuen Geiste antworten h)*. So spottet ein späteres Sieglied, (Ps. 68.) nach dem Muster der Deborah, der lässigen Stämme, welche ruhig daheim saßen und sich am Silber- und Goldgefieder ihrer Tauben weideten, während der Kriegsgott die Könige zerstreuete. Eine solche Verhöhnung *in einem* Nationalliede, vor dem Angesichte der Gott-

g) vergl. über dieses Sieglied Herder im Geiste der Ebr. Poesie 2, 258. und in den Briefen, das Studium der Theologie betreffend 1, 3.

h) Nur an den Bächen Rubens ist
Des Ueberlegens viel.
„Warum, o Ruben, sitzest du
Bey deinen Hürden da?“

„Auf das Geblöcke meines Viehs
Zu horchen, lüstet mich.“
Ach! an den Bächen Rubens ist
Des Ueberlegens viel.

heit und vor einer Versammlung von Tausenden, mußte mächtig für Gemeingeist wirken.

Oefter indessen schwingen die Siegssänger die Geißel der Satyre gegen die Feinde. — So geht Deborah — um aus einer Fülle von Beyspielen die vorzüglichsten zu wählen — im lyrisch-dramatischen Gemählde der Schlacht zur schneidendsten Verspottung der Feinde und ihres Anführers über. Mit den erhabenen, wiederholten Ehrennamen: Könige, führt sie sie ins Schlachtfeld gegen ihr Volk und die verbündeten Sterne, um sie gleich darauf vom Kison verschlingen zu lassen. Die Hufe ihrer Rosse stampfen -- wie man erwarten könnte — beym muthigen Angriffe der Krieger. Spottend erfolgt die Antwort: im Fliehn, im Fliehn der Starken. Die Phantasie der Sängerinn folgt nun dem fliehenden Sissra in Jaels Zelt. Nur Wasser fordert er; Gastfrey bescheert sie dem königlichen Fremdling mehr. In prächtiger Schaale reicht sie ihm Milch, schöne, geronnene Milch. Wortreich wird nun der Tod geschildert, welchen die Wirthinn dem berauschten Helden mit Nagel und Hammer bringt. Mit sarkastischem, nachahmendem Spotte verweilt der Gesang bey dem Sterbenden, wie er unter den Füßen des Weibes da liegt, im letzten Kampfe des Lebens und Todes sich krümmt, wieder hinsinkt und endlich erblaßt. Eine andere Scene beginnt nun im heimathlichen Hause des Ge-

fallenen. Mit großen Erwartungen harrt hier seine Mutter *i*) mit ihren Frauen aus dem Gitter des Siegers. Gläubig erklären sie sich sein Säumen aus dem Auffenthalte, welchen ihm die Vertheilung der im Felde gemachten Beute verursacht. Schon sehen sie die erbeuteten Mädchen, weiden sich an den bunten, schöngestickten Kleidern, zum Siegsgepränge des Gebieters, während eine ihres Geschlechts den erträumten Sieger ermordet hat.

Unter den Feinden der Hebräer waren die Babylonier die furchtbarsten und gehässigsten. Kein Wunder daher, wenn wir auch in den Siegsliedern auf dieses Volk jenen Spott finden, zu welchem schon die alte satyrische Sage von seinem Ahnherrn Nimrod, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, den Ton angegeben hatte. Erinnern wir uns zuvörderst des treflichen Siegsgesanges, den Jesaias, (Jes. 14.) in der Seele des Volks, welches den König der Babylonier gestürzt sieht, anstimmt. Nach dem schönen Eingange, in welchem auch die Tannen und Cedern Libanons

i) „Was säumt, (ruft sie) zu kommen sein Gespann.
Was weilen seines Wagens Räder?“

So sehnt sich im Ossian Bragela aus der Halle nach ihrem Gatten Cuthullin, welcher auch im Kriege getödtet wird:

„Was säumest du, zu kommen, Sohn des edlen Semo — — Wann wirst du kommen in deinen Waffen, Erster des moosigen Tura?“
(The Death of Cuthullin 2, 96.)

in den Jubelchor der Feyernden einstimmen, weil auch sie nicht mehr das Beil der fremden Herrscher zu fürchten haben, schildert der Dichter den Sturz des Königs. Hat dort Deborah den Sissra mit ihrem Spotte bis zum Tode verfolgt, so begleitet unser Seher seinen König selbst in die Unterwelt hinab. Bebend stehen die Schatten der Könige und Helden vor dem neuen ankommenden Gast auf; sie e staunen, in dem einst so mächtigen Völkerbeherrscher nun einen gleichen Bruder zu begrüßen *k*). Dann wird die Erniedrigung des Königs mit seiner vormaligen Größe in Contrast gesetzt. Dahin ist seine Pracht und sieggewöhnte Harfe. Moder und Gewürme sind sein Bett und seine Decke. Der Morgenstern, der Sohn der Morgenröthe, ist gesunken. Prahlend wird er eingeführt in seinen vormaligen hohen Entwürfen, wie er über Wolken und Sternen auf dem Götterberge, gleich Jehovah, thronen wollte. Aber er ist zur Unterwelt, in die Tiefe des Abgrunds gestürzt. Wer ihn sieht, staunt über die furchtbare Verwandlung;

k) Ganz im hebräischen Geiste singen Klopstocks Engel und Selige im letzten Gesange der Messiade ihre Sieglieder über Babel, Aegypten 2c. Wie unser Seher z. B. den babylonischen König, erblicken sie den gestürzten Pharao in der Unterwelt:

Die Erschlagnen all' um sich her versammelt
Sah in des Abgrunds Nacht Pharao! ihn
Erblickte sein Volk, und es war
Ihm Erquickung dieß Entsetzen.

selbst der Ehre des Grabes entbehrt er; Jehovah selbst spottet am Ende des Feindes.

Auch jene bekannten Bilder von Weibern und Buhlerinnen, unter welchen die Seher Städte und Völker aufführen, werden mit satyrischen Zügen ausgemahlt. So apostrophirt dort Jehovah im Triumphliede (Jes. 47.) an Babel, diese Stadt als ein üppiges, herrschsüchtiges Weib. Die weichliche Chaldäerinn, welche sich über alle erhaben wähnte, muß entthront zum Staube sinken und in die Dunkelheit schleichen. Ihres Schleyers und ihrer Prachtgewänder beraubt, muß sie als niedrige Sklavinn die Mühle nehmen und mahlen. Die Sichere, welche nie Wittwe und kinderlos zu werden fürchtete, muß nun auf einmal Gatten und Kinder betrauern. Ihre Gaukler und Zauberer verlassen sie mit allen den Künsten, welche ihr von Jugend auf zu Gebote standen.

Neben so vielen Stellen, in welchen sich jener Spott von Aeusserungen der wildesten Rachgier begleitet findet, muß man doch nicht der Züge vergessen, in welchen sich die Humanität der Dichter durch schönere Empfindungen verräth. Derselbe Sänger, welcher im Drange seiner Leiden der Feinde mit dem bittersten Spotte flucht, ergießt sich doch am Grabe eines feindlichen Sauls in wehmüthige Klagen. Wenn hier der Seher bis in die Unterwelt hinab der

Babylonier spottet, so wimmert er doch dort, von einem Schauder der Menschlichkeit ergriffen, bey der Zerstörung ihrer Stadt. (Jes. 21, 3. 4.) Und Jehovah selbst, welcher sich hier im Blute der Moabiter waschen will, vergießt dort an ihren Rebenhügeln und Aerntefeldern mitleidige Thränen. Sein Herz ächzt über Moab, gleich den Trauertönen der Harfe. (Jes. 16, 9. 11.)

Provenzalische Dichter.

(Sie blühten bald nach dem Anfange des zwölften Jahrhunderts bis gegen den Ausgang des dreyzehnten *a*).

Die Erscheinung der provenzalischen Dichter in der Geschichte der Poesie gehört unstreitig unter die alten und durch die Länge der Zeit verdunkelten, aber darum nichts weniger als unbedeutenden Ereignisse. Sie war wichtig für die Sprache und Sitten des Landes, in dem sie sich zeigte, sie war von Wirkung auf Italien und die dort hervorgehende Dichtkunst, sie war endlich selbst nicht ohne Folgen für das südliche Deutschland und den mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts in ihm anhebenden Minnesang. Ich

a) Der erste provenzalische Dichter, den Millot aufführt, ist Wilhelm der neunte, Graf von Poitou und Herzog von Aquitanien, gebohren 1071, gestorben 1122, der letzte, dessen er gedenkt, — Jean Esteve von Besieres, blühend unter Philipp dem Schönen, um das Jahr 1286. Die Zahl der bekannten Dichter, die in seinem Werke vorkommen, beläuft sich, überhaupt, auf 142, und die Zahl der unbekannten auf 135.

glaube daher für die Leser der Charaktere keine vergebliche Arbeit zu unternehmen, wenn ich einen Artikel, den auch Sulzer in seinem Wörterbuche nicht übersehen, aber mehr berührt als ausgeführt hat, etwas umständlicher behandle. Freylich kann mein Aufsatz nichts anders seyn, als ein Auszug aus den Schriften des Nostradamus, Crescimbeni, Millot und Le Grand *b*), die bekanntlich dieser Untersuchung einen

b) Vies des plus célébres et anciens Poetes provenseaux par Jean de Notre Dame. Lyon. 1575. in 12, ein Werk, das mit Recht für fabelhaft gehalten wird, aber das doch seinen Werth hat. Istoria della volgar poesia da Giovan Mario Crescimbeni. Venezia 1730. 6 Bände in 4. Der zweyte Band enthält eine italienische Uebersetzung des Buches von Nostradamus mit vielen wichtigen Anmerkungen und Zusätzen. Histoire litteraire des Troubadours (par l'Abbé de Millot) Paris 1774. 3 Bände, kl. 8. Das Werk ist eigentlich ein Auszug aus den funfzehn Folianten provenzalischer Gedichte, die der unermüdete Fleiß des Herrn de la Curne de Ste Palaye in Italien und Frankreich gesammelt und in die königliche Bibliothek zu Paris niedergelegt hat. Millot genoß noch, bey der Herausgabe seiner Geschichte, der Unterstützung dieses gelehrten Academisten, der bekanntlich die provenzalische Sprache ganz besaß und sogar ein eignes Wörterbuch darüber, für seinen Privatgebrauch, ausgearbeitet hatte. Es läßt sich daher im Allgemeinen schon auf die Treue und Richtigkeit der uns von Millot mitgetheilten Uebersetzungen rechnen, doch gesteht er selbst, daß er hie und da sich Abkürzungen und kleine Veränderungen im Ausdrucke erlaubt habe. Fabliaux ou Contes du XII. et du XIII. Siecle, traduits ou extraits d'après plusieurs Manuscrits du temps par Mr. le Grand. Nouvelle edition Paris 1781. Fünf Theile in 12. Was aus diesem Werke hieher gehört, ist die Vorrede zum ersten und

vorzüglichen Fleiß geschenkt haben. Er wird indeß seinen Zweck nicht verfehlen, wenn er das Wissenswürdigste aus den Werken der genannten Gelehrten enthält und meine Leser über den Ursprung, Gegenstand, Werth und Einfluß der provenzalischen Dichtkunst belehrt.

In welchem Lande Frankreichs die Provenzalen hervorgingen, sagt jedem schon der ihnen eigene Nahme: indeß würde man gleichwohl irren, wenn man glaubte, daß sie ausschließend in der Provence, oder in der Gegend zwischen der Rhone und dem Varo, geblüht hätten. Ihr Wohnsitz war, überhaupt genommen, das gesammte südliche Frankreich, dessen Einwohner aber, weil Gothien und beynahe das ganze Languedoc und Aquitanien die Markgrafen von der Provence, am Ende des eilften Jahrhunderts, als Oberherrn anerkannte, unter der allgemeinen Benennung der Provenzalen begriffen wurden. Die Schriftsteller, die sich über das Entstehn der provenzalischen Dichtkunst verbreiten, haben nicht unterlassen, die milde Luft und den lieblichen Himmel des Landes, in dem sie gebohren ward, zu erheben: allein wenn man

die Observations sur les Troubadours vor dem zweyten Bande. Auch in Velasquez Geschichte der spanischen Dichtkunst, übersetzt von Diez, Gottingen 1769 finden sich Seite 45. u. f Bemerkungen, die ich benutzt habe.

auch nicht wüßte, daß die Dichtkunst, unabhängig von dem Grade der Länge und Breite, von jeher unter den verschiedensten Zonen gediehen wäre, so würde schon der nördliche Theil Frankreichs, der von denselben Schriftstellern als ein rauhes unpoetisches Land verschrieen wird, und gleichwohl, wie die Geschichte lehrt, in der nähmlichen Zeit, in welcher die Provenzalen blühten, eine Menge unverächtlicher dichterischer Erzeugnisse hervorgebracht hat, den Glauben an die Kraft des Bodens und an die Macht der Witterung der mittäglichen Provinzen entkräften. Bey dem allen hat die Erscheinung, von der ich rede, so gut, wie jede andere, ihre Ursachen gehabt. Die allgemeine Veränderung, die Europa durch die Kreuzzüge im eilften und zwölften Jahrhunderte erfuhr, war auch für das Aufblühn der Wissenschaften und vorzüglich der Poesie in Frankreich nicht ohne Wirkung. Das Abenteuerliche, das an sich schon in den Zügen nach dem heiligen Grabe lag, die Gefahren an denen sich der ritterliche Geist in den Kämpfen mit den Ungläubigen nährte und stärkte, die freyere Aussicht, die der Einbildungskraft unter den damahligen Umständen eröffnet wurde, — alles dieses und vieles andere, was bereits von den Geschichtschreibern sorgfältig ausgeführt worden ist und von mir nicht wiederholt werden darf, setzte die Gemüther in eine Stimmung, die der Dichtkunst nichts weniger als ungünstig war. Aber der poetische Genius erhielt in jenen Tagen nicht bloß

allgemeine Veranlassungen, sich zu regen und aus seinem Schlaf zu erwachen; er bekam durch den Umgang mit dem Volke, das damahls einzig im Besitz gelehrter Kenntnisse war, noch eine bestimmtere Kraft und Richtung. Indeß die Wissenschaften in den Abendländern ausstarben, hatten die Griechen noch einige schätzenswerthe Ueberbleibsel an sich gerissen und mit ihnen zugleich jene Geschmeidigkeit der Sitten und jene Feinheit der Lebensart, die gewöhnlich mit Künsten und Kenntnissen Hand in Hand gehen, bewahrt und erhalten. Wie sehr die Franken den Griechen, beydes im Wissen und im Betragen, nachstanden, das sagen uns nicht allein die griechischen Geschichtschreiber, die sie uns stets als Barbaren beschreiben und mit Abscheu von ihrer Roheit und Wildheit reden, sondern auch ganz vorzüglich die Verwunderung und Achtung, mit der die fränkischen Schriftsteller alles, was griechisch ist, anstaunen. Mehrere derselben, die, wie der Verfasser der Geschichte der Kreuzzüge c) sich ausdrückt, Augenzeugen von der großen Zusammenkunft der Völker aus Osten und Westen waren, haben den außerordentlichen Eindruck, den dieser Anblick auf sie selbst hervorbrachte, mit Aufrichtigkeit und Einfalt geschildert und in ihren Gemählden ein unverwerfliches Zeugniß niedergelegt, daß die Bewohner des Abendlandes vor dieser Zeit in allem, was zum

c) Theil 2. S. 150.

Geschmack und zur feinen Ausbildung gehört, so gut als fremd waren. Ein fortgesetzter Umgang mit den auf einer höhern Stufe der Aufklärung stehenden Griechen, konnte unmöglich für die französischen Krieger gleichgültig und ohne Folgen seyn. Verglichen mit den deutschen Rittern waren sie ohnehin bereits, wie ein glaubwürdiger Schriftsteller *d*) versichert, auf der Bahn der guten Lebensart um etwas voraus und wurden jenen, die bloß Tapferkeit besaßen, von Gottfried von Bouillon zu Gesellschaftern empfohlen, um die Rohigkeit des deutschen Sinnes zu mildern und zu glätten. Nichts ist natürlicher, als daß dieser empfängliche Geist der Franzosen sich nach und nach mit dem geschmeidigen Geiste der Griechen befreundete, und die ersten manches von den Sitten der letztern an sich nahmen und über das Meer in ihr Vaterland zurückbrachten; nichts begreiflicher, als daß die Farbe der Empfindung und der Ton der Lebensart sich unvermerkt ins beßre verwandelte und jene sanfter und diese feiner wurden; nichts endlich gewisser, als daß ein Volk, das von Natur für den Gesang gestimmt ist und, aller Wahrscheinlichkeit nach, lange vor den Kreuzzügen schon, seine Dichter oder, wenn man lieber will, Reimer hatte *e*), auf einmahl im Gebiethe der Poesie einen merkwürdigen Schritt vorwärts that

d) Chronic. Vrsperg. S. 248.

e) Millot in dem seinem Werke vorangeschickten Discours. S. 22.

und die gebildetern Gesinnungen und Gefühle, die es aus der Bekanntschaft mit den Fremden an- und in sich aufgenommen hatte, auch in seinen Gedichten ausdrückte.

Einen noch größern Einfluß auf die Bildung der provenzalischen Poesie hatte jedoch unstreitig der sogenannte Geist der Ritterschaft, der sich ebenfalls, während der Kreuzzüge, entwickelte. So richtig auf der einen Seite die Bemerkung eines geschätzten Geschichtschreibers *f)* ist, daß die Dichtkunst des Mittelalters nicht wenig dazu beygetragen habe, die Ritter für ihre Pflicht zu entflammen und ihre Begeisterung zu erhöhen, eben so entschieden ist es auf der andern, daß der Geist der Ritterschaft auch rückwärts gewirkt und die Dichtkunst belebt und veredelt hat. Der Dichter hängt immer zunächst von seinem Zeitalter ab. Dieses ist es, was ihm öfters den Stoff zu seinen Gedichten darbietet, dieses, was ihn jederzeit den Ton lehrt, den er anstimmen muß, wenn er gefallen will. Je poetischer daher das Zeitalter für ihn ist, ich will sagen, je mehr die Begebenheiten des Tages und die Empfindungen und Sitten der Menschen sich zur poetischen Darstellung eignen, um so leichter wird sich die Phantasie des Dichters entzünden und die Dichtkunst an Umfang gewinnen. In der Hinsicht aber behauptet das Zeitalter der Kreuzzüge ge-

f) Remer in einer Anmerkung zu Robertson. Th. I. S. 663.

wiß vor vielen andern den Vorzug. Seine Ritter ließen es nicht nur an gesangwürdigen Thaten nicht fehlen, sondern sie gaben zugleich der Denkungsart ihrer Zeitgenossen einen neuen und für die Poesie vortheilhaften Umschwung. Sitten, Anmuth, Gefälligkeit, Liebenswürdigkeit, und eine der Schwärmerey sich nähernde Verehrung des schönen Geschlechts, vormahls unbekannte Tugenden, wurden durch sie die Tugenden ihrer Tage. Man schätzte sie, weil sie der Ritter, der edlere und angesehenere Mann schätzte, und fand sie begehrungswerth, weil er sich selbige zu eigen zu machen suchte. So entflammte der Geist der Ritterschaft den Geist des Zeitalters und dieser hinwiederum den Geist der Dichtkunst. Die Damen, vormahls ein unbedeutender Theil der Gesellschaft, traten seitdem in ihr mit Würde und Anstand auf, und fiengen dadurch an, ein vorzüglicher Gegenstand des Gesanges zu werden. Die Liebe, eine Leidenschaft, die man bis jetzt bloß von der sinnlichen Seite gekannt hatte, läuterte und veredelte sich durch die Achtung, die ihr das männliche Geschlecht erzeigte, und entzückte in dieser neuen Gestalt die Einbildungskraft bis zu einem Grade, der an Spitzfindigkeit und Abenteuerlichkeit gränzte. Endlich boten selbst die Unternehmungen der Ritter jener Zeit und die politische Lage Frankreichs, von der ich hernach ausführlicher reden werde, dem Genie manchen

Stoff dar, an dem es sich üben und was es vermöge, versuchen konnte.

Ich würde zu den Ursachen, welche die provenzalische Dichtkunst hervorriefen, auch den größern Wohlstand, der durch den erweiterten Handel sich über Europa verbreitete, zählen, wenn die Bemerkung, daß der Ueberfluß die Künste erzeuge, durch die öftere Wiederholung nicht schon alltäglich geworden wäre. Destoweniger darf ich eine andere Ursache, den Stand der französischen Sprache im zwölften Jahrhundert, mit Stillschweigen übergehen. Die Vollkommenheit der Dichtkunst hängt bekanntlich mit der Vollkommenheit der Sprache so genau und innig zusammen, daß keine ohne die andere denkbar ist. Steht die letztere noch auf einer zu niedrigen Stufe der Ausbildung, so versucht es der Dichter umsonst, sie zum Werkzeuge seiner Gedanken und Empfindungen zu gebrauchen. Um das werden zu können, muß er bereits einen beträchtlichen Reichthum an Worten, Wendungen und Redensarten in ihr vorfinden und ihr Bau zu einer gewissen Festigkeit, Ordnung und Stärke gediehen seyn. Er muß, was er sagen **will**, zu seiner Befriedigung sagen **können**, und der Ausdruck hinter seinen Wünschen und Gefühlen wenigstens nicht zu weit zurückbleiben. Die Schwierigkeiten, die er zu übernehmen hat, dürfen nicht so groß seyn, daß sie ihn von dem Versuche selbst abschrecken, und der Erfolg wird so ausfallen müssen, daß er sich für seine Mühe belohnt

glaubt. Diese Foderungen zu erfüllen, war, wie es scheint, die französische Sprache nicht eher geschickt, als in dem Zeitpunkte, in welchem die Provenzalen hervortraten. Das heutige Frankreich, das in den ältesten Zeiten die Celten oder Gallier zu Bewohnern hatte, die der Gewalt der Römer unterlagen, und endlich im fünften Jahrhundert im Norden eine Beute der Franken und im Süden ein Raub der Westgothen wurde, hatte nach und nach die Sprache aller seiner Besitzer, neben seiner ursprünglichen, aufgenommen. Aus der Vermischung so vieler ungleichartigen Zungen bildeten sich zuletzt die zwey bekannten Hauptsprachen, die Sprache d'Oyl, oder die itzige französische, in dem mitternächtlichen, und die Sprache d'Oc, die dermahlige gasconische, in dem mittäglichen Theile des Königreichs. Schon der gewöhnliche langsame Gang, den alle Sprachen in ihrer Ausbildung gegangen sind und noch gehen, läßt uns erwarten, daß auch diese beyden Mundarten, die eigentlich die gemeine Landessprache ausmachten, auch wenn keine besondern Hindernisse von außen eingetreten wären, nur nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren, für dichterische Darstellungen empfänglich und geschickt werden konnten. Aber die Langsamkeit ihrer Fortschritte wird um desto begreiflicher, wenn man bedenkt, daß unter den Merovingern und Carolingern, abwechselnd, die Nieder- und Hochdeutsche und, nach dem zehnten Jahrhunderte, die lateinische Sprache die des Hofes ward und

die

die beyden genannten Mundarten sich folglich ganz allein oder doch größtentheils durch das Volk vervollkommnen mußten. Bemerken wir es doch noch itzt, daß die Landessprache in zwey Reichen Europens, in denen sich, neben ihr, die lateinische Sprache, wenn auch gleich sehr unvollkommen, erhält, nur geringe Fortschritte macht, und derjenige Kreis unsers Vaterlandes, in dessen Hauptstadt die französische und welsche Sprache die Hof- und Gesellschaftssprachen sind, hinter den andern Kreisen, in Absicht des guten und zierlichen deutschen Ausdrucks, zurücksteht. Offenbar waren unter so ungünstigen Umständen Jahrhunderte nicht zu viel, um die gemeine Landessprache Frankreichs zu derjenigen Stufe der Ausbildung zu erheben, zu der sie nothwendig gelangt seyn mußte, wenn der Dichter sich ihrer mit Vortheil bedienen sollte. Was spricht überdem für die Behauptung selbst, ich meyne, für die Unvollkommenheit beyder Mundarten vor dem zwölften Jahrhunderte, und für die glückliche Veränderung beyder nach dem Anfange desselben lauter, als daß gleichsam auf einmal und wie durch ein Wunderwerk hervorgerufen, in den nördlichen sowohl als südlichen Landschaften des Königreichs, eine solche Menge von Dichtern und Sängern aufstand und in einem langen Zeitraum, ununterbrochen, ein Versuch dem andern folgte? So viel Antheil auch immer der Eifer, mit dem die Fürsten und Edeln jener Tage sich der Ausübung der Dichtkunst

unterzogen, und die Aufmunterung, die sie ihr angedeihen ließen, und der Trieb der Nachahmung an dieser Erscheinung gehabt haben mögen, so wird gleichwohl der Umfang und die Dauer derselben dadurch lange nicht begreiflich genug, wenn man nicht zugleich die größere Geschmeidigkeit und Bildsamkeit der Sprache zu Hülfe ruft.

Vielleicht würde sich noch manches über den Ursprung und die Veranlassung der provenzalischen Dichtkunst sagen lassen, vielleicht auch sogar mancher Aufschluß über die besondere Richtung welche die Poesie durch die Provenzalen oder Troubadours (denn so hießen sie bekanntlich auch) in Süden, und durch die Romanciers oder Troveres *g*) in Norden empfieng, ergeben, wenn wir über die Sitten der Höfe und über den Geist des geselligen Umganges in jenen Zeiten etwas genauer und vollständiger unterrichtet wären. Aber weder Millot und Le Grand, noch selbst der Herr von Ste. Palaye in seinem Buche über das Ritterwesen *h*) haben diese Punkte hinlänglich entwickelt, oder überhaupt nur die Ursachen, die das Entstehn

g) Es leuchtet jedem von selbst ein, daß beyde Benennungen Troubadour und Troveres von trouver Finden, Erfinden, herkommen und also mit dem Worte, das im Griechischen einen Dichter bezeichnet, gleiches Ursprungs und gleicher Bedeutung sind.

h) Einiges, was diesen Punkt betrifft, hat Thomas in seinem Essai sur le caractere et l'esprit des femmes, (Wien 1773.) S. 69. berührt.

der provenzalischen Dichtkunst bewirkten, in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen. Alle haben lieber bey der Frage, was sie war, als bey der, wie sie wurde, verweilen wollen; und wahrscheinlich wird die Beantwortung der erstern, zu der ich übergehe, auch für die Leser der Charaktere die anziehendste seyn.

Die Gedichte, die uns von den Provenzalen übrig geblieben sind, lassen sich, ihrem Inhalte nach, sehr bequem in vier Klassen, in erotische, historische, satyrische und didaktische, eintheilen. Jede Gattung verdient, daß ich bey ihr verweile und sie kurz schildere.

Der Gegenstand der erstern, sagt Millot, (und er urtheilt, so weit man seinen Ausspruch nach den uns gelieferten Belägen prüfen kann, richtig,) ist Lob der Schönheit und Liebe, und der Ton, der in ihnen herrscht, der nehmliche, durch den sich der Adel oder die Ritter des zwölften Jahrhunderts auszeichneten. Jene witzigen Gedanken und jene feinen künstlichen Wendungen der neuern Liebesgedichte, in welchen sich mehr die Annehmlichkeiten des Geistes, als die Regungen des Herzens, offenbaren, sucht man daher in den provenzalischen Liedern vergebens. Die Liebe ist größtentheils in ihnen bald mit Kraft und bald mit einer rührenden und treuherzigen Einfalt geschildert. Oft furchtsam und ehrfurchtsvoll, bethet der Troubadour die Schönheit, die er zu seiner Göttinn erhebt, mit einer Art von Entzücken an; er sieht in ihr alle

die Vollkommenheiten vereinigt, die fähig sind Begeisterung einzuflößen, und die kleinsten Gunstbezeugungen, die er von ihr erwartet, sind für ihn überirdische Freuden. Das eine Mal beschließt er, sich ihr durch irgend eine heldenmüthige Handlung zu offenbaren, und das andre Mal wagt er, aus Furcht, er möchte sein Geheimniß verrathen, kaum ein Wort auszusprechen. Kurz die zärtlichen Empfindungen der Ritter sind auch die Empfindungen der Troubadours und die Sprache der erstern die Sprache der letztern.

Es wird meinen Lesern gewiß nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen einige Stellen, die Millot aus den Liebesliedern unsrer Dichter ausgehoben und in seine Geschichte verwebt hat, zur Bestätigung des Gesagten mittheile *i*). Folgender Gestalt drückt sich Bernard von Ventadour, der ohngefähr 1170 lebte, in einem Gesange an Agnese von Montluzon, die Gemahlinn seines Herrn, des Vicomte Ebles von Ventadour, die er zur Königinn seines Herzens erwählt hatte, aus *k*): »Ich kenne die Liebe nicht, als durch die

i) Ich gebe mehrere und von jeder Gattung, weil außerdem dieser ganze Aufsatz für Leser, die Millots in Deutschland ziemlich seltnes Werk nicht befragen können, alles Anziehende verlieren würde, und gebe sie in Prosa, weil der Franzose ebenfalls nur in Prosa, und ohne Beyfügung des Originals, übersetzt hat, und die gereimte Verdeutschung unter solchen Umständen wohl ein ziemlich gewagtes und schwieriges Unternehmen seyn möchte.

k) Millot. Th. I. S. 25.

Unruhen, die mich verfolgen, aber diese Unruhen sind mir theuer. Nein, ich möchte meine Leiden nicht um alle die Güter vertauschen, welche die Menschen köstlich nennen. Amor, wenn deine Leiden schon so viel Süßes für mich haben, wie viel süßer müssen nicht erst deine Freuden seyn! O mache, daß ich immer liebe, selbst wenn ich nie wieder geliebt werden sollte!« In einem andern Stücke an eben dieselbe *l*) sagt er: »Während daß die Jahreszeiten sich regelmäßig verändern und eine der andern weicht, verzehr' ich mich unaufhörlich, in dem nähmlichen Zustande seufze ich ohne Unterlaß und werde niemahls erhört. Was nützt die Liebe, wenn sie nicht wechselseitig ist? Ich scheine munter und trage den Tod im Herzen. Soll man wohl je einen Menschen Buße thun lassen, bevor er gesündiget hatte? O ich will nicht mehr singen, ich will mich entfernen. = = = Doch nein. Meine Standhaftigkeit wird vielleicht die rühren, die ich zu fliehen wünsche. Erhalte ich dieß Glück, so bewährt sich an mir der Ausspruch der Bibel: »Ein Tag, in den Armen seiner Schönen, ist mehr werth, als hundert Tage *m*).« — Arnaud von Marveil liebte Adelaiden, die

l) Auf der nähmlichen Seite.

m) Eine Anspielung auf die Stelle in dem Psalm: Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn viel tausend. Aehnliche Anspielungen, an denen die damahlige Zeit vermuthlich kein Aergerniß nahm, kommen oft vor.

Tochter Raimunds des fünften, Grafen von Toulouse. Ihr gilt es, wenn er singt: n) »Ich ahndete nicht, als ich in diese Gegenden kam, daß ich das Vergnügen, so viele Schönheit und Anmuth gesehn zu haben, so theuer erkaufen würde. Wohl recht sagt das Sprichwort, — ich erfahre es: — Wer sich wärmen will, verbrennt sich oft. Ich liebe, ohne es gestehn zu dürfen, und sehe mich verurtheilt diejenige, die ich anbete, zu meiden, aus Furcht, daß mein Blick ihr mein Geheimniß verrathe: denn diesen Frevel würde sie nie verzeihen. Indeß hält mir wenigstens mein Herz, wie ein Spiegel, sie vor, und gewährt mir den Vortheil, sie darin anschauen zu dürfen. Ja, alles, alles mahlt sie mir ab. Die Frische der Luft, der Schmelz der Wiesen, die Farben der Blumen rufen mir hier einen Reiz von ihr und dort einen ins Gedächtniß zurück, und laden mich ein, sie ohne Unterlaß zu besingen. Dank sey es den Uebertreibungen der Troubadours, ich kann sie loben, so sehr sie es verdient; ich darf ungestraft sagen, daß sie die schönste Dame der Welt ist. Hätten sie nicht hundertmal diesen Lobspruch an Unwürdige verschwendet, ich dürfte es nicht wagen, ihn der zu geben, die ich liebe, denn das hieße sie nennen.« Nachstehender Gesang o) wird einem gewissen Folquet von Marseille beygelegt und gilt der Gemahlinn des Vicomte von Marseille, Aza-

n) Th. 1. S. 72.

o) Th. I. S. 181.

lais von Roquemartine. »Amor hat großes Unrecht gethan, sich in meinem Herzen häuslich niederzulassen, ohne den Dank zu meinem Trost mitzunehmen p). Amor ist nichts als ein Plagegeist, wenn ihm der Dank nicht zur Seite geht. Amor denkt nur darauf die ganze Welt zu unterjochen; würde es ihm wohl unrühmlich seyn, wenn er sich einmal von dem Danke überwinden ließe? Amor, wenn ich nach so vielen Leiden eine einzige Gunst erhielte, würdest du dadurch von deinem Ruhme verlieren? — Ach, wie würde ich glücklich seyn, wenn endlich der Dank den hohen und unbiegsamen Zweig, nach dem ich emporreiche, beugte? — Die beste der Besten, sie, die mehr vermag, als alle Stärke, würde diese beyden Gottheiten leicht vereinigen können. Vereinigt sie doch in ihrer Person Dinge, die sich noch weit mehr widersprechen, wie die Weisse und das Incarnat ihrer Haut deutlich zeigen. — — Ich fodre nichts weiter von ihr, als die Erlaubniß, ihr meine Empfindungen gestehn zu dürfen; allein alles sagt mir, daß dieß eine unverzeihliche Verwegenheit seyn würde. Wie kann doch mein Herz den Amor so ganz in sich beherbergen, der so groß

p) Man muß nähmlich zum Verständnisse dieser Stelle wissen, daß Liebe und Dank (Amour et Merci) bey den Provenzalen zwey Arten von Gottheiten waren. Die erste entflammte die Liebe und die zweyte machte die Schöne empfindlich und mitleidig.

ist, daß es mir vorkömmt, als ob alles vor ihm verschwände? Er ist, wie ein großer Thurm, der in einem kleinen Spiegel erscheint.« Ziemlich gewitzelt, werden meine Leser sagen, und ich widerspreche nicht. Aber werden sie es wohl glauben, daß dieser witzelnde Troubadour, als ihn die Liebe nicht begünstigte, einer der heftigsten Kreuzprediger ward, daß ihm sein Eifer zu dem Bisthum von Toulouse verhalf, und daß Dante ihn in seinem Paradiese unter die Heiligen versetzt? Hier ist noch ein Stück aus einem spätern Troubadour, Aimeri *q*) von Belmont, das er an eine Gräfinn von Sobiras gerichtet hat. »Man wird künftig nicht mehr glauben, daß Verdruß und Seufzer, Wehklagen und Thränen, Martern und Wachen, langes Leiden und Unglück die Tage eines Menschen abkürzen können, weil die meinen noch nicht zu Ende gehn. Nein, ich gebe dem Tode des Andreas von Frankreich keinen Glauben. Kein Liebender, kein Büßender hat jemahls mehr erduldet, als ich neben ihr, die ich anbete, seit länger als fünf langen Jahren erdulde. Die größte Gunst, die ich von ihr erhielt, war das Versprechen, mich nicht zu hassen, indeß ich ihr lieber angehören, als ohne sie die Herrschaft der Welt besitzen möchte. Ach, es liegt mehr Süßes für mich in dem Gedanken nach ihr zu schmachten, als jede andere zu küssen. Hier bleib' ich, ihr demüthiger

q) Th. 2. S. 340.

Sklave, und vergesse mein Land und viele schöne Güter. — Willigte mir Gott den reichen Besitz ihrer Liebe, der König Philipp würde, in Vergleichung mit mir, nichts, als ein gemeiner Lehnsmann, seyn. Ihr Verdienst ist so glänzend und ihre schöne Person so reich an Vollkommenheiten und Grazien, daß, wer beyde nach der Wahrheit schildern wollte, für einen Mährchenerzähler gelten würde. Denn so wie das Meer alle Wasser der Welt in sich aufnimmt, so vereinigt sie alle Tugenden und Vollkommenheiten in sich. Wer könnte die Reize ihrer Person beschreiben, deren Glanz die Frische der Rosen und die Weisse des Schnees auslöscht? Dein treuer Lehnsmann, dein demüthiger Sklave, dein redlicher Freund beschwört dich, Schönste, ihn nicht länger schmachten zu lassen. — Glaube weder den Verläumdern, noch den Eifersüchtigen. Ich bin keiner von jenen leichtsinnigen Liebhabern, die bloß lieben, um zu lachen und der erhaltnen Gunstbezeugungen sich zu rühmen. Ich fürchte mich so sehr meine Flamme zu verrathen, daß ich es nicht wage, vor den Leuten aufzusehn oder meine Blicke auf dich zu heften, und doch ist nichts, wornach ich mehr lüste.«

Ich lasse es bey diesen Proben aus den Liebesliedern der Provenzalen *r*) bewenden, weil dieß weni-

r) Chanzos in der Sprache der Provenzalen. Den Nahmen brachte nach Millot (Th. 2. S. 27.) zuerst der Troubadour

ge schon hinreichend seyn wird, um meinem Urtheile, in der Folge, zum Belag zu dienen, und wende mich zu den nicht minder zahlreichen Stücken von historischem Inhalte. Der Stoff zu denselben ist durchgehends

---

Giraud de Borneil (um das Jahr 1200.) auf. Früher hießen alle Lieder, ohne Unterschied, Vers und Lais. (H. v. Blankenburg zum Sulzer, Th. 3. S. 265.) Daß die Troubadours auch das Sonett in der itzt am meisten übli- chen Form kannten, scheint sich aus einem von Nostrada- mus (Istoria della volgar poesia, Th. 2. S. 130.) aufbe- wahrten Gedichte eines Guglielmo delli Amalrichi oder Amerighi zu ergeben. Außerdem würden noch, unter die Aufschrift Liebesgedichte die meisten Tenzonen, (eine Gattung, von der ich hernach besonders zu reden ge- denke,) und alle provenzalische Hirten- oder Schäferge- dichte gehören, wofern letztern nur der Name mit Recht zukäme. Wie wenig sie aber Hirtengedichte, in der heuti- gen Bedeutung des Wortes, heißen können, mag folgen- des Stück von Jean Esteve von Besieres (Millot Th. 3. S. 379.) zeigen. „Gelockt von der lieblichen Sonne und dem Gesange der Vögel, und von der Freude, die mir das Grün der Fluren einflößt, geleitet, lustwandelte ich neulich ganz einsam auf einer kleinen Wiese, und stieß auf eine artige, liebenswürdige, ehrbare Hirtinn, die, ohne Beglei- ter, Blumen pflückte, während sie ihrer Heerde folgte. Im Blumenpflücken sagte sie, daß sie in ihrem Leben keine Lust gehabt habe sich einen Liebhaber zu wählen: denn man flüstere sogleich darüber und die Beschimpfung sey gewöhnlich nicht ferne. Ich grüßte sie und glaubte nie eine angenehmere Hirtinn, hinter Schaafen wandelnd, ge- sehn zu haben. Sie grüßte mich wieder, aber sehr betre- ten. Sie hatte mich reden gehört, ehe sie mich bemerkt hatte. „Ich finde es nicht fein, mein Herr, hub sie an, daß ihr hieher gekommen seyd. Ihr habt, so wahr mir

aus den Auftritten und Begebenheiten der damahligen Zeit entlehnt, und sie selbst daher oft voll besonderer Anspielungen und nicht immer leicht zu verstehn. Mehrere Gedichte, die zu dieser Gattung gehören, be-

---

Gott helfe, den Verstand verloren und eure Absichten sind nicht die reinsten. Was wollt ihr hier? was sucht ihr? Man möchte sagen, daß ihr von schlechten Leuten auf die Lauer ausgeschickt werdet, oder einem falschen Vergnügen, das die Liebe giebt, nachjaget." „Schäferinn, erwiederte ich, man urtheilt nie nach dem Schein, ohne Gefahr zu laufen, sich zu betrügen: denn manchen wackern Mann hält man für falsch und manchen schlechtdenkenden für einen Biedermann. Ich bitte euch immer erst zu hören, bevor ihr urtheilt. Ich bin nicht fähig, etwas zu thun, das euch mißfällt, aber wenn ihr es zufrieden seyd, so schenke ich euch meine Liebe." „Für das Geschenk, mein Herr, bin ich zu unwichtig und zu schlecht. Eure Liebe macht keinen Eindruck auf mich. Verfolgt euren Weg und sucht euer Glück anderswo." „Schäferinn, ehe ich weggehe, erlaubt mir euch die süßen Liebkosungen zu erweisen, die eine Freundinn von ihrem Freunde zu erhalten pflegt. Ich will euch nicht entehren: aber eure Schönheit wirkt so stark auf mich, daß ich euch auf keine andre Bedingung verlassen kann." „Wer mir solche Vorschläge thun kann, mein Herr, muß nicht wissen, wer ich bin und wie ich neulich einen Thoren und Zudringlichen abgefertigt habe. Ich werde meine Familie nicht entehren." „Artige Hirtinn, so wie ihr mich hier seht, werde ich euch weit nützlicher seyn, als ein anderer, der schöner, denn ich, ist. Ich habe Vermögen in Ueberfluß und bin reich genug, um euch davon mitzutheilen. Nehmt meine Liebe an, ich bitte euch, liebenswürdige Hirtinn! Laßt euch unter jener Fichte umarmen, und ihr werdet durch mich auf euer ganzes Leben gesichert seyn." „Ich künn-

schäftigen sich, wie sich jeder ohnehin sagen wird, mit dem damahls für ganz Europa wichtigsten Ereignisse, ich meyne, mit der Kreuzfahrt nach dem gelobten Lande, und ermuntern entweder zur Unternehmung des Kriegs gegen die Ungläubigen, oder erzählen Vorfälle jener Tage und schildern merkwürdige Scenen. Andere betreffen die Verfolgungen und traurigen Schicksale, welche die Albigenser und Waldenser, und ihren Beschützer, Raimund den siebenten, Grafen von Toulouse, zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, trafen, und in denen mehrere Troubadours, einige als handelnder und angreifender, und andre als unterdrückter und leidender Theil, verflochten waren. Die meisten aber beziehen sich auf die Händel zwischen Frankreich und England, auf die Vereinigung mehrerer Provinzen der ersten Krone mit der letztern, auf die Einkerkerung Richards des ersten bey seiner Rückkehr aus Palästina, auf die Siege Philipp Augusts

---

re mich nicht um euren Reichthum, mein Herr. Meyntet ihr es redlich, ihr wäret längst schon eure Straße gezogen." „Schöne Hirtinn, wenn ihr wüßtet, wie freygebig ich mich in der Liebe bezeige, ich glaube, ihr würdet mir sogleich aus den Blumen, die ihr traget, einen Kranz flechten. Kommt, laßt uns für itzt unter jenen Baum gehen und uns zusammen ergötzen" Die Hirtinn nahm das Erbieten mit willigem Herzen an und weigerte sich nicht länger. „Mein Herr, sagte sie, ich bin nicht unzufrieden, mich eurer Liebe überlassen zu haben. Ihr dünkt mich recht artig." Auf solche Weise machten wir Frieden.

über Johann, den Nachfolger Richards, und vor allen auf die Veränderungen, die in dem Lande der provenzalischen Muse selbst, unabhängig von dem übrigen Frankreich, vorgingen. Dieses Land begriff nähmlich s) damahls, außer der Dauphine und Provenze, die beyde die Gerichtsbarkeit des deutschen Reichs anerkannten, die drey großen Grafschaften Toulouse, Barcellona und Poitou, nebst dem Herzogthum Aquitanien. Hier, wie überall, hatte das Lehnssystem, unter dem Schein von Ordnung und Unterwürfigkeit, eine wahre Verwirrung erzeugt, in welcher der Lehnsherr und der Lehnsmann nebst dem Afterlehnsmann, jeder gestützt auf seine selbst erfundnen Gerechtsame, sich oft genöthigt sahen, ihre Streitigkeiten dem Rechte des Stärkern zur Entscheidung zu überlassen. Entstand schon aus dieser ersten Quelle eine unendliche Menge von Kriegsunruhen, Gewaltthätigkeiten und widerrechtlichen Einziehungen und Besitznehmungen, so verursachten die Erbschaften und Theilungen der Lehen noch heftigere Erschütterungen und Umkehrungen, vorzüglich dann, wann die Töchter, beym Abgange der männlichen Nachkommen, in deren Stelle treten sollten. Die Verheirathung einer Erbinn unterwarf ihr Erbtheil der Gewalt des fremden Oberherrn; mehrere Verbindungen der Art bildeten neue mächtige Reiche; der Ehrgeiz erwachte,

(s Millot im Disc. prélim. S. 48. u. f.

das Gleichgewicht hörte auf, der Neid aller Parteyen entflammte sich und die Völker wurden gewöhnlich das Opfer derer, die um den Thron stritten. So kam Poitou und Guienne, welches man durch die Verheirathung Eleonorens mit Ludwig dem jüngern der Krone Frankreich zuwenden wollte, unter die Herrschaft Englands, weil die unkluge Ehescheidung Ludwigs Eleonoren das Recht gab, über ihre Person und ihren Staat zugleich zu entscheiden. So erwarb das Haus Barcellona durch Ehestiftungen die Grafschaft Provence, das Königreich Arragonien und andere freye Herrschaften. So durfte das Haus von Baux, vermöge einer Heirath, wagen, ihm den Besitz der Provence streitig zu machen, ohne jedoch seine Ansprüche gehörig unterstützen zu können. So bemächtigte sich die Familie von Sabran, auf gleiche Rechte sich gründend, der Grafschaft Forcalquier und behielt, der Stärke ihrer Nebenbuhlerinn ungeachtet, mehrere Lehen inne. So wendete die Erbinn des letzten Grafen von der Provence, aus dem Hause Barcellona, durch ihre Verheirathung mit Carl von Anjou, dem Hause Frankreich ein Fürstenthum zu, das früh oder spät an die französische Monarchie fallen mußte.

Meine Leser begreifen leicht, daß diese Veränderungen und ihre mannigfaltigen, bald wichtigen bald unwichtigen, Folgen, ihre Wirkungen auch auf gewöhnliche Menschen nicht wohl verfehlen konnten;

wie hätten die Dichter gleichgültig bleiben sollen, die, wie gedacht, theils selbst persönlich in diese Händel verflochten waren, theils mit den Fürsten von Arragonien, Poitou, Toulouse und Provenze in Verbindung standen und von ihnen um die Wette begünstigt wurden? Die Poesie diente beyden zur Dollmetscherinn oder Sprecherinn. Jene legten ihre eignen Empfindungen und Leidenschaften, und gewöhnlich ziemlich trotzig, stolz und anmaßend, in ihre Lieder nieder, und diese drückten ihre Erkenntlichkeit und Theilnahme in Gedichten aus, die oft zwar nichts anders, als einfache ununterbrochen fortlaufende Schilderungen eines Vorfalls oder einer Begebenheit *t*) sind, oft aber auch, bald in der Form eines Gesprächs und bald in der eines Liedes, loben und tadeln, rathen und abrathen, ermuntern und drohen und den Namen Sirventen führen *u*). Wie der Ton dieser Sirventen beschaffen ist, wird am besten aus einigen Beyspielen hervorgehn.

t) So z. B. die einfache Beschreibung eines Turniers bey Millot. Th. 1. S. 261.

u) Aus der Folge wird sich ergeben, daß dieser Nahme nicht bloß den historischen, sondern auch den satyrischen Stücken, und ich denke, den letztern in ganz eigentlichem Sinne, beygelegt wird: denn Sirvente scheint, nach dem noch üblichen Sirvantois zu urtheilen, nichts anders, als ein Schmähgedicht, bezeichnet zu haben. Vielleicht gab man beyden darum einen gemeinschaftlichen Namen, weil auch der größte Theil der historischen Stücke spottenden und strafenden Inhalts ist.

Bertrand von Born hatte seinen Bruder Constantin von der Herrschaft Hautefort, die ihnen gemeinsam gehörte, verjagt. Der Ausgestoßene nahm seine Zuflucht zu Heinrich dem Vicomte von Limoges und zu Richard dem Grafen von Poitou, Sohne König Heinrichs des zweyten von England, und beyde unterstützten die Sache Constantins und plünderten Bertrands Güter. Dieser Umstand gab letzterm die Veranlassung folgende Sirvente zu verfertigen, in welcher sich sein Charakter sehr deutlich mahlt x): „Mein Bruder will meiner Kinder Erbtheil haben; er will, daß ich ihm einen Theil davon abtrete. Vielleicht wird man sagen, es sey Bosheit von mir, daß ich ihm nicht das Ganze übergebe, und mir es gefallen lasse, sein demüthiger Lehnsmann zu heißen: aber ich erkläre hiermit, er wird übel fahren, wenn er mir es abdringen will. Ich werde dem die Augen ausgraben, dem es einfällt, mir mein Eigenthum zu entreißen. Der Friede reizt mich nicht; der Krieg allein hat das Recht mir zu gefallen. Nichts zu fürchten, sehet da mein einziges Gesetz. Ich kümmre mich weder um die Mondtage noch um die Diensttage y).

Die

x) Th. 1. S. 213.

y) „Der Mondtag, sagt Millot wurde nach der gewöhnlichen Meinung für einen unglücklichen Tag gehalten.“ Aber sollte der Troubadour nicht vielmehr auf das Gesetz angespielt haben, dem zufolge es verboten war, Jemanden von Mittwoch Abends bis zu Mondtags früh zu befehden?

Die Wochen, die Monate, die Jahre, — alles ist mir gleich. Zu allen Zeiten bin ich bereit, den zu verderben, der mir schadet. Und wären ihrer drey und ihre Macht noch so groß, sie sollten mir nicht eine Handbreit Landes abgewinnen. Mögen andere, wenn es ihnen Freude macht, ihre Häuser verschönern und die Bequemlichkeiten ihres Lebens vermehren. Was mich betrifft, so ist mein Ehrgeiz der, mir einen Vorrath von Lanzen, Helmen, Degen und Rossen zuzulegen. Kurz das Recht sey auf meiner Seite oder nicht, ich trete nichts von dem Lande Hautefort ab. Es gehört mir, und man kann mich bekriegen, so lange man Lust hat.« Eben dieser Bertrand von Born sang folgende Sirvente, als die beyden oben genannten Brüder Heinrich und Richard, die einander ebenfalls unaufhörlich befehdeten und bekriegten, die Hand zur Versöhnung boten und der ältere, ein Freund der Ruhe und des Vergnügens, dem jüngern Land und Leute für ein mäßiges Jahrgeld überließ z). »Ich eile eine Sirvente zu machen. Ich will sie ohne Verweilen ausgehen lassen und allenthalben verbreiten. Der Gegenstand ist wichtig und nur zu kränkend. Der junge König hat so eben allen seinen Rechten zu Gunsten Richards entsagt a). Er beruft sich auf einen Befehl seines Vaters, der ihn dazu gezwungen

z) Th. 1. S. 218.

a) Prinz Heinrich war bereits gekrönt und führte den Königstitel.

habe. Weil er denn keine Länder mehr besitzen und beherrschen will, so wird er von nun an der König der Schlechtgesinnten und Feigen seyn. Wahrlich es verräth eben so viel Unklugheit als Niederträchtigkeit, sich mit dem Jahrgehalte zu begnügen, das ihm der Graf von Poitou giebt. Ein gekrönter König, der von dem Gelde eines andern lebt, erregt keine große Erwartungen. Von dem Augenblicke an, wo er seine Lehnsleute täuscht und verräth, verliert er alle Ansprüche an ihre Liebe. Wird er sich, versunken in ein müßiges Leben und im Schooß der Vergnügungen schlummernd, würdig machen, über England zu herrschen, Irrland zu erobern *b*), Herzog der Normandie zu heißen, und Maine, Anjou, Poitou und Guienne zu besitzen? Richard, der seinen Bruder nicht mehr fürchten darf, wird künftig seine Unterthanen noch härter behandeln, als bisher, wird sich gegen sie waffnen, ihre Vesten erobern, sie schleifen, sie in den Flammen aufgehn lassen! Wollte Gott, daß der Graf Gottfried der Erstgebohrne wäre! England und die Normandie würden unter seinem Scepter gewinnen. Denn er ist redlich und ehrliebend.« Wilhelm Reinhold, aus der Stadt Apt in der Grafschaft Forcalquier, erlebte die Verfolgung der Albigenser. Sein Unwille über diese Mißhandlungen hat sich in

b) Heinrich der zweyte hatte sich dieß Land unterworfen. Der Dichter will also zu verstehen geben, sein Sohn sey unfähig, eine solche Eroberung zu machen.

eine Sirvente gegen die Geistlichen ergossen c): „Ein schwacher verächtlicher Haufe, mit Chorhemden bewaffnet, der nie einem Feind ins Gesicht sah, raubt den Edeln ihre Thürme und Burgen. Er macht sich so fürchterlich, daß er gegen das Ansehn derselben einen neuen Gerichtshof d) errichtet hat, wo er sie nicht anders, als von der Seite, zuhören läßt. Ich sehe die Bosheit ihr Haupt erheben, während daß Verdienst und Ehre in den Staub getreten werden. Ich sehe die ganze Welt durch die Verbrechen dieser Elenden umgekehrt. Der Bock wagt sich kühn an den Wolf, das Rebhuhn verfolgt den Falken und das Lamm hütet den Hirten. Ich sehe den Schwachen sich aufrecht erhalten und den Starken gleiten und fallen. Der Pflug geht vor dem Stiere her und Weihnachten hinter dem neuen Jahr.“ Carl von Anjou, der Bruder des heiligen Ludewigs, bemächtigte sich bekanntlich des Königreichs Neapel und ließ den jüngern Conradin, nebst seinem Freunde Friedrich von Oesterreich, 1268 hinrichten. Ein Troubadour, Namens Bartholomäus Giorgi, von Geburt ein Venetianer, scheint die Empfindungen der bessern seiner Landsleute in folgender Sirvente ausgedrückt zu haben e): „Wenn die Welt fürchterlich in Ruinen zusammenstürzte und

c) Th. 1. S. 252.

d) Anspielung auf die eingeführte Inquisition.

e) Th. 2. S. 351.

alles, was herrlich ist, in den Finsternissen der Nacht unterginge, ich würde nicht darüber jammern: denn König Conradin, die Blume der Tapferkeit, und Herzog Friedrich, der Stolz Oesterreichs, beyde reich an Ehre und Verdienst, sind schändlich getödtet. Verflucht sey das Jahrhundert, das Zeuge einer solchen Greuelthat war. Woher nehm ich nur den Muth dieß Unglück zu beweinen, da schon der Gedanke davon vermögend seyn sollte, mich auf der Stelle zu tödten, mich und alle Freunde der Tugend? Denn es hat nie ein Held gelebt, den nicht der weniger Mannhafte von beyden weit hinter sich gelassen hätte. König Conradin, noch nicht zwanzig Jahr, liebte Gott und die Redlichkeit, die Gerechtigkeit und die Wissenschaften. — Der Freygebigste neben ihm würde nur ein Bettler geschienen haben, so viel gab er, so großmüthig spendete er, ein Freund der Guten, ein Feind der Niederträchtigen, denen er doch nie Unrecht that. Und in dem braven Herzoge Friedrich vereinigten sich so viele schätzbare Tugenden, daß er fähig war, den größten Thron der Welt zu beherrschen. Offen in seinen Reden und Sitten, liebreich in seinem ganzen Betragen, war er frey von allen bedeutenden Fehlern und Mängeln. Gewiß hat der Tod dieser zwey Fürsten Gott tief beleidigt. Aber weil er ihn zugelassen hat, so muß er, ich bin davon überredet, geurtheilt haben, es gebe auf der Welt keine Würde, die sie hinlänglich belohne. Und so empfinden dann nun dieje-

nigen, die der unvergänglichen Freude genießen, dreymal mehr Vergnügen, seitdem sie in so guter Gesellschaft sind. — Ach wie werden die Deutschen diesen Verlust überleben können! Sie haben ihren ganzen Ruhm mit ihren Fürsten verloren, und stehn mit Schande bedeckt; und alle Edeldenkende werden, wie sie, erniedrigt werden, so sehr ist Carl von Anjou aller Edeln Feind. Er wird schon um deswillen Dom Heinrichs f) Leben nicht schonen: denn er kennt der Spanier großen Muth; er wird seiner Grausamkeit auch noch dieses Opfer bringen, um sagen zu können, daß er sie nicht fürchte. Tapfre Deutschen, denkt ewig an den Tod eurer Fürsten, denket daran, was sie sagen würden, wenn ihr ein ähnliches Unrecht duldetet. Und du, Alphons, König von Kastilien, erwäge, ob man einen König ehren kann, der die Beschimpfung seines Bruders ungestraft läßt. Ihr redlichen und biedern Menschen, erinnert euch, daß dieses Klagelied auf eine leichte und gefällige Melodie gedichtet ist. Wäre dieß nicht, ich glaube, man würde es weder singen noch hören können, so schrecklich ist die Geschichte, die es mahlt.«

f) Ein Sohn Alfons des zehnten von Castilien. Er war dem jungen Conradin zu Hülfe gekommen, und würde vielleicht einerley Schicksal mit ihm gehabt haben, wofern er nicht ein Anverwandter Carls von Anjou gewesen wäre.

Der Verfasser der Geschichte der Troubadours hat seinen Werken eine solche Menge von historischen Sirventen einverleibt, daß ich diesen Aufsatz, wenn ich Proben von aller Art geben wollte, noch um vieles erweitern könnte. Aber der Ton aller dieser Sirventen ist sich im Ganzen so gleich, daß es, um ihn kenntlich zu machen, keiner weitern Mittheilung bedarf, und ich daher füglich zu der Schilderung der noch übrigen Gedichte aus diesem Zeitraume fortgehen kann.

Die satyrischen, von denen ich meinen Lesern bereits einen kleinen Vorschmack durch die zweyte historische Sirvente gegeben habe, sind ein hie und da vielleicht übertriebnes, allein, überhaupt genommen, gewiß treues und wahrhaftes Sittengemählde, und zugleich ein großer Beweis, daß die Zeiten der Provenzalen, so sehr sie auch, wegen der Großmuth, Freygebigkeit und Redlichkeit ihrer Ritter gepriesen werden, keinesweges zu den beneidenswerthen gehören. Auch sie sahen Unterdrückung und Grausamkeit, Verrath und Meineid, Uebermuth und Gewaltthätigkeit in allerley Gestalten hervorgehen, und das Verderben unter alle Stände verbreitet. Wohin wir uns wenden, herrscht Unwissenheit und Unverstand, Scheinheiligkeit und Betrug, Aberglaube und Verfolgungsgeist, und nirgends allgemeiner und auffallender, als unter den Geistlichen. Diese sind es daher auch, welche die Troubadours die Kraft ihrer Pfeile

vorzüglich fühlen lassen, und mit einer Freymüthigkeit angreifen, die nicht selten in Wuth ausartet, aber auch zugleich die gegründete Vermuthung erweckt, daß die Mönche die Mißhandlungen, die sie von den Dichtern erfuhren, verdienten. Und in der That, was könnte auch den Unwillen der besser denkenden Menschen mehr reizen, als die Martern, welche über die oben schon genannten Albigenser und Waldenser verhängt wurden, was das Herz des Rechtschaffnen stärker empören, als das Ketzergericht, das man zur Ausrottung dieser armen Unglücklichen anordnete, was insbesondere die Dichter selbst so sehr aufbringen, als die Behandlung, die sie, nach mehrern in ihren Liedern aufgefundnen Spuren zu urtheilen, von den Dienern der Kirche erdulden mußten? »Man wähnte, sagt Millot, sie durch Furcht zu fesseln, und man reizte ihren Zorn und zwang sie, die einzigen ihnen übrig bleibende Waffen gegen diese Angriffe zu gebrauchen und sich durch Gesänge zu rächen.« Indeß würde man gleichwohl sehr irren, wenn man glaubte, daß die geistlichen Bedrückungen der einzige oder auch nur hauptsächlichste Gegenstand der Satyre der Provenzalen gewesen sey. In einer Zeit, wo der kriegerische Geist allgemein wach und thätig und der Rohigkeit unter den Menschen noch viel ist, läßt sich mit allem Rechte erwarten, daß auch die Edeln und Fürsten nicht ungeneckt bleiben, und das Glück ihrer Waffen und ihre persönlichen Eigenschaften laut und viel-

fach beurtheilt werden. Und so finden wir es auch wirklich in den Gedichten der Troubadours. Herrn und Könige werden namentlich von ihnen aufgeführt, und fühlen die Gewalt einer Geissel, die sich an kein Ansehn der Person bindet und von keiner Furcht vor der Strafe gezügelt wird. Was wir heutzutage keinem Bürger sagen dürften, ohne vor Gericht gefordert und als Schmähsüchtige verurtheilt zu werden, das sagen die Provenzalen den gekrönten Häuptern jener Zeiten ohne alle Zurückhaltung und Schonung. Sie bespötteln ihre Feigheit, sie belangen sie wegen ihrer Raubbegier, sie rücken ihnen ihre unwürdigen oder auch bloß mißlungenen Handlungen vor, und verfahren mit ihnen, wie mit ihres Gleichen g). Es ist schon der Mühe werth eine oder etliche Proben ihres satyrischen Muthwillens zu geben.

Heinrich der zweyte, König von England, erneuete, als Gemahl von Eleonoren, der Erbinn der Herzoge von Aquitanien, die alten Ansprüche dieser Herzoge auf die Grafschaft Toulouse und belagerte 1159 die Stadt, aber vergebens. Dieser Umstand vermochte den Troubadour Bernard d'Arnaud von

g) Auch die Dichter unter einander befehden sich. Peter von Auvergne (Th. 2. S. 15.) und der Mönch von Montaudon (Th. 3. S. 156.) haben mehrere schimpfliche Satyren gegen die Reimer ihrer Zeit ausgehn lassen, und sich dadurch beyde den Namen einer Geissel der Troubadours erworben. (Disc. prelim. S. 6c.)

Moncuc folgendes Stück auf ihn zu dichten *b*). „Wenn die Natur von neuem erwacht und die Rosenstöcke in der Blüthe stehn, da haben unsere schlechten Barons nichts dringender zu thun, als auf die Jagd zu gehn. Ich hätte wohl Lust eine Sirvente auf sie zu dichten und diese Feinde aller Tugend und aller Rechtschaffenheit durchzuziehn. Aber Amor und die schönen Tage des Mays verbreiten über meine Seele Heiterkeit, und ich will diese, ungeachtet der Veranlassungen zur Betrübniß so viel sind, erhalten. Von der Seite von Balaguier *i*) werden wir den tapfern König mit seiner zahllosen Reiterey anrücken sehn, ihn, der sich rühmt, an Thaten und Verdienst es jedem andern zuvorzuthun. Ohne Zweifel wird er in der karkassonischen Rüstung kommen, aber die Franzosen fürchten sich davor nicht. Weit mehr erschreckst du mich, Gebieterinn meines Herzens: denn das Verlangen, welches deine Artigkeit und deine Reize erwecken, ist mit aller der Furcht vermischt, die deine Strenge einflößen kann. Ich habe weit mehr Achtung für ein rüstiges gesatteltes Roß, für ein Schild, einen Speer und einen nahen Krieg, als für die stolzen Mienen eines Fürsten, der Frieden schließt, indem er einen Theil seiner Rechte und Länder aufopfert. Was

b) Th. 1. S. 98.

i) Ein Schloß dieses Namens in dem Bezirk von Toulouse.

dich betrifft, Schönheit, die ich anbete, dich, die ich besitzen, oder durch die ich sterben werde, so schätze ich mich glücklicher, (so sehr bezaubert mich dein Verdienst,) von dir verstoßen, als von einer andern angenommen zu werden. Ich liebe die Schützen, wenn sie Steine schleudern und Mauern niederstürzen, ich liebe das Heer, das sich versammelt und in der Ebene ordnet. O möchte der König von England so viel Lust am Streiten finden, als ich, meine Gebieterinn, daran finde, das Bild deiner Schönheit und Jugend in mir zu erneuern! So verachtet er ist, so würde sein Ruhm doch sehr gewinnen; wenn er Guienne riefe und zugleich sich an der Spitze unsers Gefolgs zeigte, um den Kampf mit den edlen und tapfern Grafen zu bestehen: denn sein Wappen ist so verschrieen, daß ich es nicht zu sagen wage *k*). Wohl aber, meine Gebieterinn, will ichs sagen, daß ich von Furcht und Liebe durchdrungen bin. Was wird aus mir werden, wenn meine Treue dich nicht zu rühren vermag.« Alphons der zweyte, König von Arragonien, kriegte um die Provence mit dem Grafen von Toulouse, der ihm den Besitz derselben streitig machte. Die Provenzalen, die ihren Fürsten bey sich haben wollten, weigerten sich ihm zu gehorchen, und zwan-

k) Guienne war das Kriegsgeschrey der Könige von England, wenn sie für ihre Rechte an dieß Herzogthum stritten. Das Wappen Heinrichs ist verschrieen, heißt so viel, als: Man traut ihm nicht.

gen ihn, die Grafschaft seinem Bruder Sancho zu überlassen, aber in der Folge entriß er sie ihm gewaltsam wieder. Da er sich bereits einer gleichen Ungerechtigkeit gegen seinen dritten Bruder, den Herrn von Roussillon, schuldig gemacht hatte, so dichtete Bertrand von Born, der oben genannte Troubadour, eine satyrische Sirvente dieses Inhalts auf ihn *l*): „Ich will die Arragonier belehren, wie sehr sie ihr König, der an der Spitze seiner Söldner wider uns zog, entehrt hat. Ich weiß, daß sein Haus zu hoch gestiegen ist und hoffe, es wird wieder dahin zurückkehren, von wannen es gekommen ist, nach Milhaud oder nach Carlad. Er verliert die Provence. Man schätzt seinen Bruder Sancho höher, als ihn, der auf nichts denkt, als in dem Lande Roussillon, das er seinem Bruder Gottfried geraubt hat, sich zu mästen und zu betrinken. Ueberall steht er in dem Ruf eines Mannes ohne Glauben, der an Eid und Meineid gewöhnt ist. Ich achte einen ungläubigen König, — einen Heiden mehr, als ihn, dessen Verrätherey ich an dem nämlichen Tage, wo ich ihm diente, erfuhr. Der gute König von Navarra wird Arragonien, um welches ihn der Mönch Ramiro gebracht hat, wieder gewinnen: denn wie kann man ihn mit einem treulosen Thronräuber vergleichen? Ich mäßige mich bloß aus Achtung gegen die gute Königinn, seine Gemah-

l) Th. 1. S. 230.

linn. Ohne diese Rücksicht würde ich ihm noch die Schändlichkeit vorwerfen, mit welcher er den Berengar von Bezaudun in die Schlinge lockte und tödtete. Und wie hat er die Tochter des Kaisers Emanuel behandelt? O der Verräther, der Meineidige! Er plünderte ihr Reisegeräthe und ihre Schätze, und schickte sie mit ihrem Gefolge, das er völlig ausgezogen hatte, wieder nach Hause.« Meine Leser werden bemerken, daß die beyden ihnen mitgetheilten Stücke in die Reihe der persönlichen Satyren gehören. Hier ist eine von Cadenet, welche die Ausschweifungen der Großen jener Tage im Allgemeinen angreift *m*). »Ich wollte, daß die Mächtigen so wären, wie ich selbst seyn würde, wenn ich ihre Gewalt besäße. Dann bewaffneten und kleideten sie sich prächtig, hielten große Tafel, glänzten an den Höfen, warteten den Schönen auf, und schenkten großmüthig von ihrem Ueberflusse. Das wäre doch fürwahr besser, als die Räubereyen, denen unsre Edeln sich überlassen, sie, die kein anderes Volk bey sich haben, als leichte Reiterey, um geschwinder zu plündern, und sich geschwinder zu flüchten, wenn man ihnen die Spitze bietet. Ehedem zeichneten sich die Herrn von Stande durch die Pracht ihrer Kleider, durch Geschenke, ehrenvolle Bewirthungen und ähnliche Tugenden aus. Heute unterscheiden sie sich durch nichts weiter, als durch den Raub

m) Th. 1. S. 423.

der Heerden und Hirten. Und doch sind sie darum, wie ich denke, nicht besser gekleidet.“

So viel von den satyrischen Dichtungen der Troubadours. Noch sollte ich von ihren didaktischen reden: aber diese enthalten nichts anders, als entweder allgemeine sittliche Wahrheiten, ohne allen poetischen Schmuck vorgetragen, oder Regeln und Vorschriften für junge Frauenzimmer, Dichter, Spielleute und Knappen, die um die Aufnahme in den ritterlichen Orden warben, und sind nur noch in geringer Anzahl vorhanden. Ich werde sie also, da meine Leser schwerlich viel sich auszeichnendes in ihnen finden dürften, mit Stillschweigen übergehen und dafür einer andern Dichtungsart, die in jenen Tagen viel Aufsehn machte, der sogenannten Tenzonen (Tenson, Tençon, ital. Tenzone) gedenken.

Eine Tenzone bezeichnet eine Streitfrage, die vor den Gerichtshof der Liebe gehört, und könnte vielleicht nicht uneben durch Liebesfragen verdeutscht werden. Ein Dichter trägt seine Meynung über einen streitigen Gegenstand, der innerhalb dem Gebiete der Liebe liegt, vor. Ein anderer vertheidigt die entgegengesetzte. Nach einigen Strophen, in welchen die Frage gut oder schlecht untersucht wird, thun eine oder etliche dazu ernannte Personen den Ausspruch und entscheiden *n*), oder derjenige, der zuletzt geredet

n) Aus dieser Sitte entstanden nachmahls die bekannten Liebeshöfe, (Cours d'amour) Versammlungen aus Edel-

hat, wird als Schiedsrichter betrachtet. Das große Gewicht, welches die Ehrerbietung für das schöne Geschlecht selbigem in Sachen der Liebe einräumte, brachte diese verliebten Tändeleyen in nicht geringe Aufnahme; allein der Geist der Spitzfindigkeit, der damahls in Schulen, Reden, Predigten und theologischen Schriften herrschte, schlich sich in diese Dichtereyen ein, und verwandelte sie in metaphysische Fragen über die Liebe, die um so lächerlicher erscheinen, je verworrener und schwerer sie sind. Ich glaube meinen Lesern keinen bessern Begriff von diesen Tenzonen geben zu können, als wenn ich ihnen zuerst einige vollständige mittheile und diesen sodann eine Reihe von Fragen, deren Beurtheilung die provenzalischen Dichter beschäftiget hat, beyfüge.

Savari von Mauleon, einer der reichsten Ritter im Lande Poitou, hatte lange Zeit eine schöne Gasconierinn, Wilhelmine von Benavias, geliebt, ohne für alle die harten Proben, die sie seiner Treue und Beständigkeit aufzulegen für gut befand, von ihr be-

---

leuten, Rittern und Dichtern, die sich, unter dem Vorsitze eines Frauenzimmers, zur Schlichtung der aufgeworfenen Liebesfragen vereinigten, und von denen keine Berufung auf ein zweytes Gericht Statt fand. Man vergleiche darüber Le Grand in der Vorrede zum ersten Theil der Fabliaux S. 23. und in einer Anmerkung zum Jugement d'amour. S. 270.

lohnt zu werden. Eine andere nicht weniger schöne Gasconierinn, die Gräfinn von Mahaut von Montagnac, erfährt seine Leiden, wird neugierig ihn zu sehn, gewinnt ihn lieb und bestimmt den Tag, an dem sie sich ihm überlassen will. Nicht lange, so wird die erste Geliebte von dem Vorfall und der verabredeten Zusammenkunft unterrichtet, und ladet den Ritter auf denselben Tag und in der nämlichen Absicht zu sich ein. Savari theilt dem Prevot von Limoges, einem tapfern Manne und guten Troubadour, seine Verlegenheit mit, und bittet ihn den Vorfall in eine Liebesfrage zu fassen. Hier ist sie *). Der Prevot. Ein braver Ritter, verschmäht von einer Schönen, die er eine geraume Zeit liebte, hat seinen Wunsch auf eine andere übergetragen, und ihre Freundschaft in dem Maaße gewonnen, daß sie ihm einen Tag bestimmt hat, um ihm das Höchste, was die Liebe fordern kann, zu gewähren. Die frühere Geliebte, hiervon unterrichtet, verspricht ihn den nämlichen Tag glücklich zu machen. Beyde sind sich an Verdienst und Reizen vollkommen gleich. Zu welcher von beyden soll er sich wenden? Savari. Der aufrichtige Liebhaber ändert nie, wenn er sich auch gleich zuweilen stellt, als ob er seine Bitte an eine andre richte. Er kann sich von dem Gegenstande, der sein Herz gefesselt hat, nie losreißen. Er wird folglich ohne Bedenken die frühere

*) Th. 2. S. 102.

Geliebte wählen und nie den geringsten Betrug in ihrem Betragen muthmaßen. Der Prevot. In diesem Falle belohnt der Ritter die Artigkeit der Schönen, die ihm so gefällig entgegen kommt, sehr schlecht. Mich dünkt, es verrathe Gefühllosigkeit, derjenigen nicht zu folgen, die ihm einen so großen Beweis von Liebe giebt. Er muß vielmehr die Undankbare verlassen, die nie etwas für ihn zu thun gesonnen war, und nur darum umkehrt, weil es sie bis auf den Tod schmerzt, daß eine andere dem, den sie aufgeopfert hätte, das Leben schenkte: denn aus Wohlwollen erbarmt sie sich seiner nicht. Savari. Eine Schöne, die sich so schnell erwärmt, weiß nicht zu lieben, und besitzt eben so wenig Klugheit, als Zärtlichkeit: denn die Schönen ergeben sich nicht leicht dem Wunsche ihrer Anbeter, bevor sie die Aufrichtigkeit derselben geprüft haben. Diejenige, welche Amor nicht mit seinen festen Banden umwunden hat, will allen gefallen, bewilligt ihre Gunst dem ersten dem besten, und würde sich einem neuen Liebhaber eben so willfährig in die Arme werfen, als mir. Aber eher will ich durch die Sprödigkeit einer Grausamen umkommen, als der Gunst einer Unwürdigen genießen. Der Prevot. Herr, die Schönen sind thörigt, die uns lange Zeit auf die Gunst, die sie verheißen, warten lassen. Ein Geschenk gilt nie so viel, als in dem Augenblicke, wo man es zu erhalten wünscht. Ihr aber nennt das Thorheit, was gerade das größte Verdienst in den

Augen

Augen der Welt hat, ich meyne, den Wechsel in der Liebe und den Umtausch der Liebenden und Geliebten durch den der Umgang unter den Menschen so sehr gewinnt. Savari. Die grausamen Qualen und Martern, die ich so lange Zeit erduldet habe, würden mir süß scheinen, wenn sie, die ich liebe, mich würdigte, mir ihren Handschuh zu geben, oder mir zu erlauben, sie ein einziges Mal vor meinem Tode zu sehn. Wahrlich, ich würde mich nicht bitten lassen, ihrem Befehl zu gehorchen. Sie ist es, für die ich ewig empfinden werde, sie ist es, meine einzige süße Freundinn, mit der ich zu leben wünsche. Meine Liebe ist keine erlogene Flamme. Nein sie brennt, sie durchdringt, sie verzehrt mich. — Der Prevot schlug drey Damen zu Richterinnen vor, und Savari erkannte sie dieses Vorzugs würdig: aber das Urtheil, das sie fällten, ist unbekannt. — Eine ähnliche Frage wird in folgenden, zwischen dem Troubadour Gaucelm und seinem Freunde Hugues gewechselten, Strophen verhandelt *p*). Gaucelm. Ich bin in eine Dame verliebt, die einen Freund hat, den sie nicht aufgeben will. Sie weigert sich, mich zu lieben, wenn ich ihr nicht erlaube, ihm öffentlich alle Merkmale von Liebe zu geben, während sie mir in geheim alles, was ich wünsche, zu gewähren erböthig ist. Das ist die Bedingung, die sie mir vorschlägt. Hu-

p) Th. 1. S. 374.

gues. Nimm, was die artige Dame dir anbietet, und mehr noch, wenn sie es zufrieden ist. Mit Geduld erlangt man zuletzt alles. Das ist der Weg, auf dem viele Arme reich geworden sind. Gaucelm. Lieber will ich hundertmal auf jedes Vergnügen Verzicht thun, und ohne Liebe bleiben, als der Dame, die ich anbete, die Erlaubniß geben, neben mir einen Geliebten zu haben, der sie besitze. Schon in dem Gemahl ist mir der Liebhaber ärgerlich; urtheile, ob ich einen andern gleichgültig erdulden könne. Ich würde vor Eifersucht sterben, und, nach meiner Meynung, ist das die grausamste Todesart. Hugues. Wer in geheim über eine artige Dame gebietet, muß, wenn er daran stirbt, großen Gefallen am Tode finden. Ich wollte tausendmal lieber auf diese Bedingung eine Schöne besitzen, als ganz leer ausgehn. Ueberdem würde ich mich bey ihr schon so zu betragen wissen, daß sie mir mit der Zeit diese lästige Bedingung erließe. Gaucelm. Ich für meine Person finde an ähnlichen Vergnügungen keinen Geschmack. Wenn ich sie ihrem Liebhaber entführe, so werde ich fürchten, daß ihr Leichtsinn sie verleitet, mich auf eine ähnliche Art zu verrathen. Sie wird meine Liebe nicht haben, wenn sie selbige nicht ausschließend besitzt, und wenn sie einen andern wünscht, so entsage ich ihrem Anblick auf immer. Hugues. Jeder Liebhaber, der eine Dame, um einer solchen Kleinigkeit willen, aufgiebt, versteht nicht zu lieben. Weißt du, welchen

Ausweg ich dir vorschlage? Liebe sie mit derselben Aufrichtigkeit, wie sie dich liebt; scherze und lache mit ihr, wie sie mit dir pflegt; und weihe, als ein zärtlicher Liebhaber, dein Herz und deine Hand einer andern, während daß du mit jener dich in dasselbe Verhältniß setzest, in welchem sie mit dir selbst steht. — Eine Edelfrau, eine Marquisinn und ein Prinz wurden in dieser Streitfrage zu Schiedsrichtern erwählt, allein der Ausspruch dieses vornehmen Kleeblatts ist ebenfalls nicht auf unsere Zeiten gekommen. — Hier noch eine Tenzone über Liebe und Tapferkeit q). Die sich unterredenden Personen sind die Troubadours Sordel und Bertrand. Sordel. Wenn du entweder den Besitz aller der Schönen und Geliebten, die du jemahls gehabt hast oder noch haben wirst, einbüßen, oder die Ehre, die du als Ritter erworben hast, und noch erwerben wirst, der Dame, die du vor allen liebest, aufopfern solltest, zu welchem von beyden würdest du dich entschließen? Bertrand. Ich bin schon so lange von den Damen, die ich verehrte, zurückgestoßen worden und habe so wenig Beweise ihrer Güte empfangen, daß ich meinen ritterlichen Ruhm vorziehe. Ich lasse dir die Thorheit der Liebe, wo es niemahls Genuß giebt: denn je mehr man erhält, je weniger bleibt uns übrig, da man im Gegentheil, auf

q) Th. 2. S. 94.

dem Wege der Waffen, immer neue Eroberungen machen und neue Ehre erwerben kann. Sordel. Es giebt keine Ehre ohne Liebe. Schlimme Wahl, Genuß und Damengunst hingeben, um dafür Wunden eintauschen und Hunger, Frost und Hitze zu erdulden! Gern trete ich dir diese Vortheile für das Süße in der Liebe, das mich erwartet, ab. Bertrand. Und wie darfst du dich erkühnen vor deiner Gebieterinn zu erscheinen, wenn du nicht das Herz hast, die Waffen im Streit zu führen? Es giebt kein wahres Vergnügen ohne Tapferkeit. Sie ist es, die zur größten Ehre erhebt! aber die tollen Freuden der Liebe erniedrigen und stürzen die, welche sich ihnen Preis geben. Sordel. Wenn ich nur in den Augen meiner Lieben für tapfer gelte, was kümmert's mich, ob mich andre achten. Ich werde vergnügt mit ihr leben, und ein höheres Glück begehre ich nicht. Du wirst alles vor dir her niederwerfen; während daß ich meine Traute umarme, und wenn du die Achtung der großen Herrn von Frankreich gewinnst, werde ich süße Küsse einärnten, die mehr werth sind, als die treflichsten Lanzenstöße. Bertrand. Freund Sordel, deine Liebe gründet sich auf Täuschung. Nie möchte ich diejenigen, die ich aufrichtig liebe, durch eine Meynung, die ich nicht verdiene, gewinnen: denn ein so schlecht erworbnes Gut würde mich unglücklich machen. Vergnüge dich an dem Betrug der Liebe und gönne mir die Waffen! Aber glaube mir, du begehest

eine große Thorheit, wenn du ein falsches Glück mit einer rechtmäßig erworbenen Freude in Vergleichung setzest. —

Ich knüpfe an diese vollständig eingerückten Tenzonen noch einige Liebesfragen an, die von Provenzalen aufgeworfen worden sind und das Eigenthümliche dieser Dichtungen ganz vorzüglich erläutern. Folgende führt Le Grand auf r): Was wünschest du lieber, — daß deine Schöne stürbe oder daß sie einen andern heirathete? Wer duldet am meisten, der Mann, dessen Frau, oder der Liebhaber, dem seine Schöne untreu wird? Verdient derjenige mehr Tadel, der sich einer nicht genossenen Gunstbezeugung rühmt, oder wirklich genossene ausplaudert? Wenn du eine nächtliche Zusammenkunft mit der Geliebten verabredet hättest, wolltest du lieber, beym Hineingehen, mich von ihr herauskommen, oder beym Herauskommen mich zu ihr hineingehen sehen? Du hast deine Geliebte eine Zeitlang genossen. Es glückt mir ihr zu gefallen und an deine Stelle zu treten. Wer von uns beyden muß den größten Kummer empfinden? Man schlägt dir vor einmal bey deiner Lieben zu schlafen, aber sie dann nie wieder zu sehn, oder sie alle Tage zu sehn, aber nie etwas von ihr zu erhalten; welches würdest du wählen? Zwey Personen schlafen

r) In der Vorrede zum ersten Theil der Fabliaux S. 21.

beysammen, und begnügen sich mit leichten nichtigen Liebkosungen. Welche von beyden bringt das größere Opfer? Wer ist glücklicher, eine alte Frau, die die Geliebte eines Jünglings wird, oder ein alter Mann, der ein junges Mädchen gewinnt? Ist es besser eine Frau oder ein Mädchen zu lieben? Welches ist vorzüglicher für eine Dame, ein erfahrner Mann, der das Vergnügen kennt, oder ein Junggeselle, der noch ganz Neuling ist?

Meine Leser sehen itzt eine Menge Proben, und aus allen Dichtungsarten, in denen die Troubadours Versuche gemacht haben, vor sich. Um so leichter wird es ihnen werden, mein Urtheil über den Werth dieser Arbeiten zu prüfen.

Wenn man die Gedichte der Provenzalen mit den Augen des Geschichtschreibers betrachtet, so ist der Werth derselben gewiß nichts weniger, als gering. Für den Geschichtschreiber sind sie Denkmahle, aus denen er den Geist und die Sitten eines an Eigenthümlichkeiten reichen Zeitalters kennen lernt, Quellen, aus denen er selbst manche nähere Aufschlüsse über damahls berühmte Geschlechter und Häuser und deren Verhältnisse zu einander schöpfen, Archive, aus deren Urkunden er zuweilen unrichtige Angaben und verfälschte Nachrichten entdecken und verbessern kann. Aber die Bestimmung dieses Werthes liegt außerhalb den Gränzen meiner dermahligen Untersuchung. Hier ist allein von dem dichterischen Werthe der Troubadours die

Rede, und über diesen kann das Urtheil allerdings nicht so ganz günstig ausfallen. Es ist wahr, die Sprache, in der sie sangen, ist für uns so gut als verloren, und mit ihr zugleich nicht wenig von dem Zauber, durch den sie einst wirkten und noch wirken könnten, dahin. Es ist wahr, was wir durch Millots Fleiß aus ihren Werken besitzen, ist nur ein kleiner Theil von dem, was sie wirklich geschrieben haben. Endlich selbst die Zeiten und Gegenstände, welche unsere Dichter darstellen, sind uns fremd, und auch darin ein Grund enthalten, warum wir mehrere ihrer Versuche nicht sehr anziehend und befriedigend finden können. Aber alle diese Schwierigkeiten, wenn sie gleich unser Urtheil einiger Maßen beschränken, können uns doch nicht bestimmen, es ganz aufzugeben. Was der eben genannte französische Gelehrte aus den Ueberbleibseln der Provenzalen ausgezogen hat, ist nicht an sich, sondern nur in Vergleichung mit den Arbeiten seines Vorgängers, des Herrn von St. Palaye, wenig s), und die Veränderungen, welche, in Hinsicht auf Sylbenmaaß oder Sprache, mit den Gedichten vorgegangen sind, nicht groß genug, um uns über den wahren Gehalt derselben ganz in Zweifel zu lassen. Vielmehr glaube ich, daß jeder

s) Man vergleiche die zweyte Anmerkung.

Freund und Kenner des Schönen sich mit mir in folgenden Behauptungen vereinigen werde.

Die provenzalische Dichtkunst gehört unstreitig, wie der Minnegesang in Deutschland, unter die Blüthen, die nicht ohne Farbe und ohne Geruch sind: allein, bey der genauen Betrachtung derselben, kann man sich gleichwohl nicht bergen, daß sie lange noch nicht die nöthige Ausbildung, Kraft und Schönheit erhalten hat. Man gehe die Gattungen, die von den Troubadours bearbeitet worden sind, eine nach der andern durch, man hebe das Beste, das in jeder zu finden ist, heraus und prüfe es mit unparteyischen Augen, man vergleiche das Vorzüglichste, was die eine oder die andere aufweist, mit dem, was die folgende Zeit in Frankreich hervorgebracht hat, und man wird am Ende gezwungen seyn zu gestehen, daß auch nicht eine derselben etwas wahrhaft Vortrefliches und Bewundernswerthes aufweisen kann. Richten wir unsre Aufmerksamkeit auf die Liebeslieder, so entdecken wir allerdings in ihnen manchen Zug von unbefangener Treuherzigkeit und unschuldiger Einfalt, manche mit Zärtlichkeit und Feinheit ausgedrückte Empfindungen, manche angenehme Gemählde und Schilderungen. Aber diese einzelnen zerstreuten Schönheiten können uns unmöglich für so viel nichtssagende und langweilige Gemeinörter, für so viel geschmacklose Ziererеyen und kalte Höflichkeiten, die den Damen dargebracht werden, für dieses Heer von einför-

nigen Gebeten, Klagen und Wünschen, und für diese ewigen Wiederholungen derselben Bilder, Gleichnisse und Beschreibungen schadlos halten. Der Kreis, in dem die zärtlichen Troubadours sich herumdrehen, ist, so weit ich ihn habe übersehn können, durchaus von keinem größern Umfange, als der Kreis unserer Minnesinger, und ihre Darstellungen weder mannigfaltig noch reich. Der warme Frühling, die schöne Natur und die lieblich singende Nachtigall kommen jeden Augenblick wieder, und eben so oft die Beschwerde über die Grausamkeit der Schönen und der Entschluß zu sterben. Umsonst sehen wir uns bey ihnen nach glücklichen Wendungen, umsonst nach gefälligen Einkleidungen, umsonst nach hervorstechenden Gedanken um. Was sie sagen, ist größtentheils auf die gewöhnlichste Weise gesagt und hat weiter kein dichterisches Verdienst, als daß es in Reime und Verse gefaßt ist. Indeß sind ihre verliebten Gedichte gleichwohl, nach meiner Empfindung, immer noch von größerm Werthe, als ihre historischen und satyrischen Stücke oder Sirventen. Die Kunst zu spotten, und die Thorheiten seines Zeitalters eindringlich und doch frey und witzig zu züchtigen, ist bekanntlich keine der leichten. Aber die Ausübung dieser Kunst wird um so schwerer, wenn das Zeitalter, von dem sie ihre Ausbildung erwartet, selbst noch rauh ist, oder doch so eben erst anfängt, sich von der alten Rohheit und Unsittlichkeit loszuarbeiten. Meine Leser wissen bereits

aus der Einleitung, mit wie vielem Recht dieß von dem Zeitalter der Troubadours gilt, und gewiß man müßte äußerst verblendet seyn, wenn man den nachtheiligen Einfluß, den Sitten und Lebensart auf die Werke dieser Dichter gehabt haben, verkennen wollte. Diejenigen Sirventen, welche historische Vorfälle bloß erzählen, sind, als Dichtungen betrachtet, die trockensten und unschmackhaftesten, die es jemahls gegeben hat; so leer an aller Erfindung und so entblößt von allen Reizen der Darstellung sind sie *); diejenigen aber, die man Satyren nennt, sind meistentheils so persönlich und ehrenrührig, daß sie mit ungleich größerm Rechte in die Reihe der Schmähschriften gestellt werden. Ich habe nur wenige von der letzten Art, und auch diese nicht ohne Vorsicht, ausgehoben und meinem Aufsatze einverleibt, und doch sprechen selbst die wenigen schon für die Wahrheit dessen, was ich von der ganzen Gattung behaupte; wie viel einleuchtender würde sich das Gesagte bestätigen, wenn ich mehrere derselben und alle in ihrer ursprünglichen Gestalt, (denn wie manchen mildern Ausdruck mögen sie Millots Feder verdanken?) hätte übertragen können? Mag man daher immerhin die Kühnheit, die sich in den Sirventen der Provenzalen offenbart, rühmen, und sie als das Erzeugniß einer Zeit bewundern, wo

*) Mehrere derselben z. B. sind durchaus nichts anders, als kahle Beschreibungen von gehaltnen Turnieren und den dabey vorgefallenen Feyerlichkeiten.

der Charakter noch unverstellt gewirkt, und die Stärke desselben sich noch unverholen geäußert habe. Kühnheit kann nur dann gefallen, wenn sie in der gehörigen Gränze bleibt und von eben so viel Geist als Geschmack unterstützt und geleitet wird. Aber an dem letztern fehlte es den Troubadours, wie ihre Stücke bis zur vollständigsten Ueberzeugung lehren, durchaus, und von den erstern hatten sie, meines Bedünkens, nicht einmal so viel erhalten, daß sie mit den Satyrikern, die um den Anfang der Religionsverbesserung unter uns lebten, verglichen werden dürfen: denn so sehr diese auch ins Platte fallen und oft bis zur Klasse niedriger Possenreißer heruntersinken, so kann man doch in der Darstellung Mehrerer Empfindung und Anlage nicht verkennen, da hingegen die französischen Sirventensänger sich nicht einmal die Mühe geben, ihre Spöttereyen und Ausfälle in das Gewand der Dichtung zu kleiden, sondern alles unverschönert und nackt hingeben. Was soll man endlich von der ihnen eignen Dichtungsart, ich meyne, von ihren Tenzonen, urtheilen? Was sind sie anders, als spitzfindige Fragen, die, wie sie aus der Schultheologie jener Zeit hervorgegangen sind, so auch würdiger scheinen, von grübelnden Scholastikern aufgeklärt, als von angenehmen Dichtern behandelt und entschieden zu werden? Einige Untersuchungen sind offenbar Grillen, über die sichs nicht der Mühe verlohnt zu sprechen, andere betreffen Gegenstände, über

welche zu richten jedes ehrbare Frauenzimmer unserer Tage Bedenken trägt, noch andere würden vielleicht in einer leichten scherzhaften Wendung gefallen; aber fast möchte ich behaupten, daß auch nicht einer von allen provenzalischen Dichtern die Kunst fein und anmuthig zu scherzen besessen, oder wenigstens sie in keiner Tenzone gezeigt habe. Alle behandeln die Fragen über die Liebe entweder so ernstlich, wie eine Rechtsfrage über Leben und Tod, oder geben Zweydeutigkeiten für Scherz und einen schmutzigen Ausspruch für Witz. Was le Grand *) von den Liebeshöfen sagt, in denen die Tenzonen zur Entscheidung vorgetragen wurden, das läßt sich mit allem Rechte auf die Tenzonen selbst anwenden. Es giebt keine Dichtungsart, die sich ein größeres Ansehn erworben, oder einen allgemeinern Einfluß auf die Sitten verschafft hat, und gleichwohl des einen, wie des andern, weniger werth gewesen ist, als diese.

Meine Leser werden vielleicht mein Urtheil über die Troubadours etwas kühn, oder wohl gar, wenn sie mit hohen Vorstellungen von dem Werthe derselben erfüllt gewesen sind, unbescheiden und anmaßend finden. Aber glücklicher Weise ist es nicht mein Urtheil, sondern das Urtheil zweyer angesehenen und um diesen Zweig der französischen Litteratur verdienten Männer, die sie beyde schon aus dieser Abhandlung

*) Th. 1. S. 270.

kennen. Die Provenzalen haben in Frankreich ungefähr das nämliche Glück und aus gleichen Ursachen genossen, das den Minnesingern in Deutschland zu Theil geworden ist. Man hat sie geschätzt, wie man Alterthümer gewöhnlich zu schätzen pflegt, — aus Vorliebe, und weil man sie nicht hinlänglich kannte: denn die Wahrheit zu gestehn, so waren die meisten der provenzalischen Gedichte, ehe Herr von Ste. Palaye sie aus dem Staube der Bibliotheken hervorzog und verstehn und auslegen lernte, für die gelehrte Welt so gut als gar nicht vorhanden. Allein seitdem die Wünsche dieses fleißigen Academisten erfüllt und die provenzalischen Dichter durch Sammlungen und Uebersetzungen bekannter geworden sind, seitdem hat sich auch der größte Theil von der Achtung, die man für sie hegte, verloren. Schon ihr Geschichtschreiber Millot war zu aufrichtig und ein Mann von zu geläutertem Geschmacke, als daß er die allgemeine Meynung hätte begünstigen sollen. Schon er erklärt, daß viele von den Dichtungen der Troubadours ganz unlesbar wären, und andern durch Sprache und Einkleidung nachgeholfen werden müsse, und giebt überhaupt nicht undeutlich zu verstehn, daß die Geschichte der Zeiten wohl mehr aus ihnen gewinnen möge, als die Dichtkunst. Indeß drückt er sich über das alles mit großer Vorsicht und Bescheidenheit aus und scheint mehr heilsame Zweifel erregen, als das Vorurtheil selbst bestreiten und vernichten zu wollen. Aber was

er nicht gewagt hatte, wagte bald nach ihm Le Grand in der Vorrede zu seinen Mährchen und Erzählungen aus dem zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, und als er von dem Abbe' Papon, in dessen Reise durch die Provence, und von einigen andern darüber angegriffen wurde, in einer besondern Abhandlung über die Troubadours, die nachmahls dem zweyten Theile seiner neu aufgelegten Mährchen vorgedruckt worden ist. In beyden sucht er zu beweisen, daß die südlichen Dichter Frankreichs bisher einer ganz unverdienten Ehre genossen hätten und, verglichen mit den muntern, geistreichen und erfinderischen Dichtern der nördlichen Provinzen dieses Landes, »langweilig, einförmig, schaal und unlesbar« zu heißen verdienten. Es ist hier der Ort nicht, sein Urtheil einer genauern Prüfung zu unterwerfen und die Rechtmäßigkeit der Lobsprüche, die er den Troveres beylegt, zu untersuchen. So viel aber, denke ich, ist außer Zweifel, daß, wenn ihn auch die Vorliebe für die Dichter, die er von den Todten erweckt hat, ein wenig bestochen haben sollte, doch mehr Dichtungsgabe und Erfindungskraft aus den Werken derselben hervorleuchtet, als aus den Werken der Troubadours. Für die neuern erzählenden Dichter der Franzosen sind sie wenigstens stets eine von den Fundgruben gewesen, die von ihnen benutzt worden ist, und noch in unsern Tagen hat einer der vorzüglichsten Dichter unter uns den Stoff

zu einer sehr gefälligen und angenehmen Erzählung aus ihnen genommen *).

Und in der That, schon die Verschiedenheit der Dichtungsarten, in denen sich die nördlichen und südlichen Sänger Frankreichs versucht haben, macht uns die Verschiedenheit ihres dichterlschen Gehalts begreiflich. Das Wesen der Poesie kann noch sehr im Dunkeln liegen, die Sitten eines Zeitalters noch ziemlich ungebildet und roh, und die Sprache ungeschmeidig und hart seyn, und der Dichter gleichwohl in der erzählenden Gattung nicht ohne Glück arbeiten. Empfindung und frohe Laune vermögen hier überaus viel, da hingegen, um dem Liede und der Satyre einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu ertheilen, eine glückliche Beobachtungsgabe, ein feines Gefühl und ein redender Ausdruck unerläßliche Bedingungen sind. In dem Mangel dieser Eigenschaften und in der Unbekanntschaft mit guten Mustern finde ich die vorzüglichste Ursache, warum die Provenzalen nicht mehr leisteten und ihre Kunst keine höhere Stufe der Vollkommenheit erreichte. Hätte sie unter diesen Umständen gedeihen sollen, so hätte ein Mann unter ihnen aufstehn müssen, der, wie Petrarch, durch eine besondere eigenthümliche Kraft emporgehoben, der Schöpfer einer neuen Sprache, und für seine Zeitgenossen Regel und Vorbild geworden wäre. Durch

*) Wieland zu seiner Erzählung die Wasserkünste.

ihn und durch sein Beyspiel gestärkt, hätten dann vielleicht die nachfolgenden Dichter die eröffnete Laufbahn weiter verfolgt, und ihr Zeitalter in eben dem Verhältnisse nach sich gezogen, in welchem sie, ohne ihn, von selbigem herabgezogen wurden. Aber das Schicksal wollte, daß Frankreich diesen Mann nicht unter den Troubadours und Deutschland ihn nicht unter den Minnesingern finden, und die Blüthe der Dichtkunst beyder Völker sich noch um etliche Jahrhunderte verspäten sollte.

Es ist noch ein Punkt in dieser Untersuchung zu erörtern übrig, — die Wirkung, welche die provenzalischen Dichter hervorgebracht haben. Ich glaube alles, was sich mit Grund hierüber sagen läßt, in folgende zwey Sätze fassen zu können.

Erstlich. Die provenzalische Dichtkunst hängt unstreitig mit der Dichtkunst der meisten europäischen Völker, die wir unter die gebildeten zählen, zusammen. Sehen wir auf die Spanier, so entdecken wir nicht allein in Valencia, Murcia, Majorca und Minorca provenzalische Sprache und provenzalische Dichter, unter denen im zwölften Jahrhundert König Alphons von Arragonien, und in den beyden folgenden eine ganze ununterbrochene Reihe auftreten, sondern finden auch die provenzalische Dichtkunst ausdrücklich unter den Quellen, aus denen die castilianische

hervor-

hervorgegangen ist, angeführt y). Gehen wir in die Geschichte der Deutschen, so kommen uns die schwäbischen Dichter entgegen, deren Vortrag, Ton und Manier ihr Urbild zu sehr verräth, als daß wir einen Augenblick, auch ohne noch Rücksicht auf die historischen Beweisgründe zu nehmen, an dem Zusammenhang zwischen ihnen und den Provenzalen zweifeln dürften. Wenden wir uns endlich zu den Welschen, so vereinigen sich ebenfalls mehrere Erscheinungen, um den behaupteten Einfluß zu bestätigen. Einige Troubadours waren Welsche; die welsche Sprache hat mehreres mit der Provenzalsprache gemein; Dante und andere Dichter gedenken der Provenzaldichter namentlich und haben, wie Le Grand richtig bemerkt, durch die ehrenvolle Erwähnung derselben, nicht wenig zur Erhaltung des Vorurtheils von dem ausgezeichneten Werthe derselben beygetragen; Petrarchen selbst können häufige Nachahmungen aus den Troubadours nachgewiesen werden.

Allein bey dem allen, und das ist das zweyte, was ich zu erinnern finde, sind die Wirkungen der provenzalischen Dichtkunst nichts weniger, als bedeutend. Der Einfluß, den sie auf die Ausbildung der

y) Velasquez Geschichte der spanischen Dichtkunst von Diez. S. 49 u. f. und S. 123.

spanischen und welschen gehabt hat, verliert sich in der Reihe der übrigen mitwirkenden Ursachen, oder verschwindet vielmehr ganz. Jeder Kenner der Geschichte weiß es, daß das Zusammentreffen mehrerer treflichen Köpfe und die erwachte Liebe zur alten Gelehrsamkeit das Aufblühen der Poesie in den neuern Zeiten, wenigstens das der toskanischen, allein befördert hat und der provenzalischen Dichtkunst hiervon wenig oder gar kein Antheil gebührt. Noch am meisten könnte sie auf die schwäbische, als eine wahre und unverkennbare Tochter, stolz seyn: aber bekanntlich ist die Tochter schwächlich, wie die Mutter, vom Schauplatze abgetreten, ohne einen Stamm hinter sich zu lassen, der das Andenken ihres Namens erhalten hat. Man urtheile hieraus selbst, mit welchem Grunde Millot gegen das Ende seiner Abhandlungen sagt z): „Der Ursprung der neuern Gelehrsamkeit ist dennoch in der Provence, d. h. in den mittäglichen Provinzen Frankreichs zu suchen, und die Troubadours sind es, die Europa aus einem langen drückenden Schlafe geweckt und die Seelenkräfte, die erstorben schienen, belebt haben. Indem sie uns vergnügten, haben sie uns denken gelehrt und auf Pfaden, die mit Feldblumen geschmückt waren, zu dem Wege der Vernunft und Vollkommenheit selbst geführt. Sehet hier ein

z) S. 75.

Beyspiel, wie in der Welt eines in das andre greift, und die größten Ereignisse dieser ersten beynahe unbekannten Ursache zugeschrieben werden können!“ Offenbar gab dieser gründliche Kopf in dem Augenblicke, wo er dieß schrieb, dem allgemeinen Vorurtheil nach und vergaß Thatsachen aus der Geschichte, die ihm sonst, wie er in mehrern Werken gezeigt hat, leicht und schnell gegenwärtig sind.

Marcus und Lucius Annäus Seneca.

(Aus Corduba. Der erstere blühte unter August und Tiber. Sein Sohn war im zweyten Jahre nach Christi Geburt gebohren und starb auf Neros Befehl im Jahr 65.)

Es ist sehr oft die Frage aufgeworfen worden, warum die tragische Kunst zu Rom ein so geringes Glück gemacht habe. Man hat mehrere Antworten auf dieselbe zu geben gesucht, aber es ist sehr natürlich, daß diese jederzeit etwas Unbefriedigendes behalten mußten *a*). Eben so ist zu einer andern ähnlichen Frage: warum Frankreich in der epischen Gattung so weit

a) Wir bescheiden uns gern, daß durch die Erklärung, welche wir hier versuchen, und womit dasjenige verglichen werden mag, was in dem Abriße einer Geschichte der römischen Litteratur, im ersten Stücke dieser Nachträge, über denselben Gegenstand gesagt worden ist, nicht alle Schwierigkeiten gelößt werden. Wir haben uns bemüht, die äußern Ursachen anzugeben, welche die Vervollkommnung der römischen Tragödie gehindert haben; ob auch innere (Mangel an Anlage für diese Gattung der Poesie) vorhanden gewesen, und woher sie entstanden, wollen wir andern zu untersuchen überlassen.

hinter andern neuern Nationen zurückgeblieben sey? noch keine genugthuende Antwort gefunden worden.

Das Zurückbleiben der Römer in der Tragödie fällt hauptsächlich dann in die Augen, wenn man, wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, ihre Litteratur mit der Litteratur der Griechen vergleicht; aber eben diese Vergleichung, wenn sie nicht bey Namen und Zahlen stehen bleibt, möchte vielleicht noch am ersten die Auflösung dieses Problems herbeyführen. In Attica war die dramatische Poesie eben so einheimisch, wie der Epheu zu Acharnä *b*) und auf dem Hymettus der Thymian; die Tragödie war mit den Sitten, den gottesdienstlichen Gebräuchen und dem Ehrgeize der Nation auf das innigste verwebt; die Dichter kämpften um den Preiß des poetischen Verdienstes, und die Stämme des Volks um den Ruhm der geschmackvollsten Pracht *c*). Die Begebenheiten, welche man in

b) In einem Epigramm des Simmias von Theben (Anal. V. P. Tom. I. S. 168.) wird vom Sophokles gesagt, daß oft sein Haupt mit dem auf der Bühne grünenden Epheu von Acharnä geschmückt worden sey. (πολλακις ἐν θυμελῃσι και ἐν σκηνῃσι τεθηλως βλαισος Ἀχαρνιτης κισσος ἐρεψε κομην.) Von den Werken des Aristophanes sagt Antipater aus Thessalonich. Der Acharnische Epheu schüttle über ihnen seine grünenden Locken. (Βιβλοι Ἀριστοφανευς, θειος πονος, αἷσιν Ἀχαρνευς κισσος ἐπι χλοερην πουλυς ἐσεισε κομην.)

c) Es ist bekannt, daß die Kosten der öffentlichen Schauspiele und Feste, zum Theil wenigstens, von den Stämmen getragen werden mußten, welche aus ihren Mitteln einen

ihren Tragödien aufzuführen pflegte, waren größtentheils dieselben, welche von den ältesten Dichtern erzählt und in eine poetische Form gegossen worden waren; es waren dieselben, welche der Knabe schon seinem Gedächtniße anvertraut hatte, und an welche der Mann durch öffentliche Denkmäler der Kunst häufig erinnert wurde. Viele derselben bezogen sich auf den Ruhm von Athen und erhielten dadurch einen doppelten Werth. Es war demnach bey der griechischen Tragödie alles auf das vollkommenste national. Alles stimmte zusammen den Zuschauer zu unterhalten und zu begeistern, und es müßte schlimm gewesen seyn, wenn diese Begeisterung nicht auch auf den Dichter ihren Einfluß gehabt hätte.

Von allen dem aber, was das Trauerspiel in Athen zu einem interessanten Nationalfeste machte, fand sich gar nichts zu Rom. Da es den römischen Dichtern an einer poetischbearbeiteten Geschichte ge-

---

χορηγον stellten, dem die Besorgung und Anschaffung dessen, was zur Aufführung nöthig war, oblag. Die Choregen suchten sich wechselseitig zu übertreffen und die Ehre des Siegs fiel dem Stamme zu. (s. Wolf Prolegomena in Demosthenis Or. adv. Leptinem. p. LXXXIX. ff.) Wie viel mußte den römischen Schauspielen an Nationalinteresse abgehn, da ihnen diese Einrichtung mangelte, welche auf die Urtheile der Richter in den musikalischen Kämpfen keinen geringen Einfluß gehabt zu haben scheint!

brach *d*), so mußten sie selbst den Stoff ihrer Tragödien bey den Griechen borgen, wodurch es denn kam, daß die ausländische Frucht, auch nachdem sie längst unter den römischen Himmel verpflanzt worden war, dennoch ihren ausländischen Geschmack beybehielt. Bey der Aufführung fand kein Wettstreit, weder unter den Dichtern noch unter dem Volke statt; und da demnach die ganze Gattung in den Verhältnißen der Nation ganz und gar nichts fand, woran sie sich halten konnte, so blieb den Dichtern natürlicher Weise nichts übrig, als das allgemeine menschliche Gefühl und den Geschmack in Anspruch zu nehmen. Dieses wäre denn auch nun wohl, eben so wie unter den neuen Völkern, hinreichend gewesen, wenn nur das Schauspiel, den einmal getroffnen Staats-

d) Die ersten dramatischen Schauspiele nach griechischem Zuschnitte waren schon (im J. d. St. 514.) gegeben, ehe die Römer einen Geschichtschreiber hatten. Die römische Geschichte war aber an einzelnen, interessanten und für die poetische Bearbeitung geschickten Vorfällen so arm, daß sogar die ältesten Geschichtschreiber, um ihre Erzählung noch einigermaßen auszuschmücken, zu den Griechen ihre Zuflucht nehmen und solche Facta von ihnen leihen mußten. Von dieser Art sind, um nur einige Beyspiele anzuführen, die Geschichte der von den Sabinern bestochnen Tochter des Sp. Tarpejus (Liv. I. 11. vergl. Clitophont. beym Stobäus. T. X. S. 131.) die Geschichte der Horazier und Curiazier (Liv. I. 25. f. vergl. Demaratus beym Stob. Tit. XXXVIII. S. 226.) des den Gabiern vom Sextus Tarquinius gespielten Betrugs. (Liv. I. 52. vergl. Herodot. V. 6. S. 422.) u. a. m.

Einrichtungen zufolge, nicht ein Vergnügen der Nation hätte seyn sollen. Nun ist es aber bekannt, daß nur ein sehr kleiner Theil der Römer in der Lage war, seinen Geschmack bilden zu können, nur dieser kleine Theil wurde in dem, was den Geschmack betraf, eben als wenn von einer Staatsangelegenheit die Rede gewesen wäre, sehr bald überstimmt *e*). Auch hatte das Volk allzufrüh Schauspiele kennen gelernt, welche der große Haufe in allen Ländern mehr als dramatische Vorstellungen liebt: Fechterspiele; Thierhatzen; prachtvolle Aufzüge und was dergleichen mehr war.

Sobald nur die Magistratspersonen, welche zu Rom die Unternehmer der öffentlichen Schauspiele waren, wahrnahmen, daß die Tragödien und Comödien nach griechischem Schnitte nur aus Mangel an andern Vergnügungen besucht wurden, scheinen sie dieselben mit andern beliebtern Schauspielen vertauscht zu haben. Schon zu den Zeiten des Julius Cäsar zeigte sich eine heftige Neigung für die Mimen, die unter der Regierung der Kaiser zu einer Art von Wahnsinn ward. Für die Dichter gab es also keine Aufmunterung, und an ein stehendes Theater, welches von der Klasse der gebildetern Römer und derer,

e) Saepe etiam audacem fugat hoc terretque poëtam,
Quod numero plures, virtute et honore minores,
Indocti stolidique, et depugnare parati
Si discordet eques, media inter carmina poscunt
Aut ursum aut pugiles; his nam plebecula gaudet.
Horat. Epp. II. 1, 182.

welche gebildet scheinen wollten, unterstützt worden wäre, war wohl der ganzen Verfassung nach nicht zu denken. Es blieb also fast nichts übrig, als Trauerspiele für die Lectüre zu schreiben. Ich weiß nicht, ob dieses in den blühenden Zeiten der römischen Poesie geschehen sey; aber so viel ist gewiß, daß hierbey diejenige Triebfeder wegfiel, durch welche die dramatische Dichtkunst in allen Ländern, wo sie geblüht hat, zur Vollkommenheit gebracht worden ist.

In dem ersten Jahrhundert der römischen Litteratur, oder in dem sechsten nach Erbauung der Stadt, scheinen sich die Römer in der That geschmeichelt zu haben, den in Athen schon längst gesunknen Flor der dramatischen Poesie in der Hauptstadt der Welt und in ihrer Mitte wieder aufblühn zu sehn. Einige Ausländer hatten sich der Sache mit Eifer angenommen und ihre Versuche schienen keineswegs mislungen *f*). Dieser Eifer aber erkaltete sehr geschwind. Unter der Regierung des August waren Varius, dessen Thyest sich, dem Urtheile des Quintilian zufolge, mit jeder griechischen Tragödie messen konnte, und Ovid, dessen

f) Serus enim (Romanus) Graecis admovit acumina chartis
Et post Punica bella quietus, quaerere coepit
Quid Sophocles et Thespis et Aeschylus utile ferrent.
Tentavit quoque rem, si digne vertere posset;
Et placuit sibi, natura sublimis et acer.
Nam spirat tragicum satis et feliciter audet.
Horat. Epp. II. 1. 161.

Medea derselbe Kunstrichter rühmt, die einzigen Römer, welche die fast verlaßne Gattung, aber, wie es scheint, nur um ihre Kräfte ein für allemal an derselben zu prüfen, bearbeiteten. In der Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung genoß Pomponius Secundus den Ruhm eines geschickten Tragikers, ob man gleich in seinen Werken weniger tragischen Geist als Glanz und Gelehrsamkeit fand *g*). Nach ihm hat sich Curatius Maternus durch einige Tragödien rühmlich bekannt gemacht *h*).

g) Eorum quos viderim longe princeps Pomponius Secundus, quem senes parum tragicum putabant, eruditione et nitore praestare arbitrabantur. Quintil. X. 1. 98. Ne nostris quidem temporibus Secundus Pomponius Afro Domitio vel dignitate vitae vel perpetuitate famae cesserit. Auctor Dialogi de causis corr. eloq. c. 13.

h) Dieser Maternus wird in dem Gespräche über die Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit redend eingeführt, wo vier seiner Tragödien, Medea, Thyest, Cato und Domitius, angeführt werden. Aus dem Dio Cassius erfahren wir, daß ihn Domitian hinrichten ließ, weil er in einer μελετῃ gegen die Tyrannen declamirt hatte. Declamationen dieses Inhalts kamen vor, und mußten der Natur der Sache nach vorkommen, in seinem Cato, wie aus dem X. Kapitel des oben angeführten Gespräches erhellt, und ich glaube daher, daß dieser Cato es war, der ihm den Tod zuzog. Diese Vermuthung bestätigt das II. Kapitel: Nam postero die, quam Curiatius Maternus Catonem recitaverat, cum offendisse potentium animos diceretur, tanquam in eo tragoediae argumento oblitus sui, tantum Catonem cogitasset etc. und im III. Cap. Tum Secundus, nil te, inquit, Materne, fabulae malignorum terrent, quo minus offensas Catonis tui ames? an ideo librum istum apprehendisti, ut diligentius retractares, et sub-

In dieser kleinen Gesellschaft römischer Tragiker findet sich auch der Name des Seneca, welchem zehn Trauerspiele, die sich bis auf unsre Zeiten erhalten haben, beygelegt werden. Ob aber der berühmte Philosoph dieses Namens, oder sein Vater, der Rhetor Seneca, auf dieselben Anspruch zu machen habe, oder ob sie unter beyde getheilt werden müssen, welches die gemeinste Meynung ist, und welche Stücke endlich dem einen oder dem andern angehören, dieses sind Fragen, über deren Entscheidung sich die Kunstrichter so leicht nicht vereinigen dürften *i*). Nur so

---

latis, si quae pravam interpretandi materiam dederunt, emitteres Catonem, non quidem meliorem, sed tamen securiorem.

i) Dasjenige, was bis jetzt über diesen Gegenstand gesagt worden ist, gründet sich mehr auf vorgefaßte Meynungen, als auf kritische Untersuchungen. Quintilian (Instit. X, 1. 125.) nennt unter den übrigen Schriften des Philosophen Seneca auch Gedichte, worunter doch wahrscheinlich etwas mehr als die bekannte Satyre auf den Kaiser Claudius verstanden werden muß. Die Stellen, welche aus den Schriften des Seneca selbst, zur Begründung seiner Ansprüche auf den Namen eines Dichters, angeführt werden, sind von geringer Beweiskraft. Ja die Worte aus der CVII. Epistel, wo er einige Verse des Cleanthes in Jamben übersetzt, mit Hinzufügung einer Entschuldigung: quos mihi in sermonem nostrum mutare permittitur, Ciceronis, viri disertissimi exemplo. Si placuerint, boni consules; si displicuerint, scies me in hoc secutum Ciceronis consilium, könnten von einem Manne herzurühren scheinen, dem die Beschäftigung mit der Dicht-

viel ist gewiß, daß sich der Philosoph Seneca auch mit der Dichtkunst beschäftigt habe, und es ist eini-

---

kunst etwas ungewöhnliches war. Daß indeß Seneca in der That auf dichterische Verdienste Anspruch machte, erhellt unwidersprechlich aus einer Stelle des Tacitus Annal. XIV. 52. wo erzählt wird, daß Seneca beym Nero von seinen Feinden beschuldigt worden sey, eloquentiae laudem uni sibi adsciscere; et carmina crebrius factitare, post quam Neroni amor eorum venisset. Nam oblectamentis principis palam iniquum. Ein Zeugniß des Alterthums aber, welches den M. Annäus Seneca, den Rhetor, ausdrücklich für einen Dichter erklärte, ist mir nicht bekannt, und der Grund, welcher aus dem in den Handschriften der Tragödien vorkommenden Vornamen Marcus hergenommen wird, ist schon darum nicht entscheidend, weil andre Handschriften Lucius haben. Alte Schriftsteller und Grammatiker legen dem Seneca (unbestimmt, welchem?) die Medea, die Trojanerinnen, den wüthenden Herkules, den Hippolytus und den Thyestes bey. Von diesem sollen dem Urtheile des Daniel Heinsius zufolge die Trojanerinnen, der Hippolytus und die Medea dem Philosophen angehören. Die erstern nennt er ein göttliches Stück; den Hippolytus erklärt er wegen der gleichförmigen, reinen Sprache für das älteste. Dagegen legt derselbe Kunstrichter den wüthenden Herkules, den Thyest, den Oedipus und Agamemnon dem M. Annäus Seneca bey. Zwischen beyder Arbeiten glaubt er einen auffallenden Unterschied wahrzunehmen. Character utriusque, sind seine Worte, ut et sermo multum distant. Marci enim plus declamatorium habet. Quae res ita plana est, ut si nihil praeter prologum Medeae, aut Troadum, et Herculis furentis extaret, non unius esse autoris judicaturi fuerimus. Marei saepe breves et concisas videas periodos; idque acuminis causa. Lucii pauciores ἀναπαύσεις habent,

germaßen wahrscheinlich, daß der Seneca, welchem Quintilian eine Medea beylegt, der Philosoph sey. Lipsius war der Meynung, daß die vorhandenen zehn

---

et antiquitatem magis sapiunt. — In Lucio non raro tota oratio instruit, in Marco saepius gnomae tantum inseruntur. Choros excipio. Iam locorum major suppellex in Lucio; quae res mire antiquitatem sapit etc. — Justus Lipsius, welcher in einem Briefe an Raphelengius über dieselben Gegenstände urtheilt, erklärt die Trojanerinnen, welche D. Heinsius sehr hoch erhebt und Scaliger principem latinarum tragoediarum nennt, für das Werk eines schlechten und unbedeutenden Schriftstellers (contemnendi et ignobilis auctoris opus.) Von der Thebais sagt D. Heinsius, sie sey das Werk eines Declamators; Lipsius hingegen glaubte sie ihrer Vortreflichkeit wegen in das Zeitalter des August setzen zu müssen. Ob er gleich hierinne irrt, so scheint mir doch im Ganzen sein Urtheil der Wahrheit am nächsten zu kommen. Nachdem er der Medea und der Thebais große Lobsprüche beygelegt hat, sagt er: In aliis virtutes video, sed non sine mixtura vitiorum. — Sonus in iis et granditas quaedam tragica, fateor; sed nonne affectatio saepe et tumor? Verba et dictio an usquequaque electa? Iam sententiae probae, acutae, interdum ad miraculum. Sed nonne saepe et sententiolae? i. e. fracta, minuta quaedam dicta; obscura aut vana: quae adspectu blandiantur, excussa moveant risum? Nec enim lumina sed scintillae sunt; nec veri fortesque ictus, sed, ut in somnio, parvi et vani conatus. Quas tamen ipsas crebro nimis et ad fastidium inculcat, nec invenit sed arripit; non tam sua fortasse quam aevi culpa, cui scholasticum et declamatorium hoc genus ita placuit, ut operum omnium, Fabii verba sunt, solam virtutem sententias putarent.

Tragödien wenigstens drey, vielleicht auch vier verschiednen Verfassern beygelegt werden müßten *k*).

k) Lipsius glaubt, daß die meisten dieser Tragödien einem L. oder M. Seneca, der weder der Philosoph noch der Rhetor sey, und zu Trajan's Zeiten gelebt haben möge, angehören. Die Medea hingegen sey von dem Philosophen Seneca; die Thebais vielleicht aus dem Zeitalter Augusts; die Octavia endlich, ein schlechtes Stück, (vere excipienda eruditorum, non plausu) gehöre keinem der vorhergenannten an. Brumoy glaubt, daß man vielleicht wahrscheinlich machen könnte, diese Tragödien rührten alle von einem Verfasser her. Théâtre des Grecs. Tom. IV, S. 159. ed. nouv. Man erlaube mir hier über diesen Gegenstand einige zerstreute Bemerkungen beyzubringen. Daß der rasende Herkules und der Thyest von demselben Verfasser sey, hat Lessing aus guten Gründen dargethan, in der Theatral. Biblioth. 11. St. 109. f. S. Die Trojanerinnen müssen meines Erachtens dem nämlichen Dichter beygelegt werden. In beyden sind die Beschreibungen auf ähnliche Weise gehäuft und in derselben Manier ausgeführt. Auch in einigen Ausdrücken ist Aehnlichkeit. Vergl. Troad. 209. Thyest. 724 Troad. 234. Thy. 746. Dasselbe findet sich auch beym Oedipus. Uebrigens enthalten die Trojanerinnen nicht weniger Schwulst und Unzweckmäßiges, als eine von den Tragödien, welche Heinsius, des Declamatorischen wegen, dem Rhetor Seneca beylegt. Mit Rücksicht auf den Eingang dieses Stückes sagt Boileau Art. Poet. III. ch.

Que devant Troie en cendre Hécube désolée
Ne vienne pas pousser une plainte ampoulée,
Ni sans raisons décrire en quels affreux pays
Par sept bouches l'Euxin reçoit le Tanaïs.
Tous ceux pompeux amas d'expressions frivoles
Sont d'un déclamateur, amateur de paroles.

In dem Agamemnon ist die Declamation bisweilen so dürftig, daß man versucht wird, denselben für das Werk

Was aber auch immer das Resultat dieser Untersuchung seyn mag, so herrscht in allen diesen Trauerspielen, die Octavia ausgenommen *l*), eine Gleichförmigkeit der Manier, welche uns verstattet, dieselben als das Werk eines einzigen Schriftstellers, wenigstens als die Frucht Eines Geistes anzusehn. Sie haben dieselben Schönheiten und dieselben Fehler mit einander gemein; beyde sind aus Einer Quelle, aus dem Geiste der Zeit geflossen, in welcher ihre Verfasser gelebt zu haben scheinen.

Die Dichtkunst hatte sich bey den Römern an die Beredsamkeit angeschlossen. Sie hatten, bevor sie die Literatur der Griechen kennen lernten, mehrere

---

eines geistlosen Nachahmers des Thyest zu halten. So wie dort der Schatten des Tantalus den Prolog macht, so macht ihn hier der Schatten des Thyest, der sich der Frevel freut, die in dem Hause des Atreus begangen werden sollen. Die Abgeschmacktheiten, die er sagt, sind zum Theil aus dem Thyest genommen. Man vergl. 16 — 24 mit Thyest. 6 — 14. Vers 8 mit Th. 657. — Den Herkules auf Oeta legt Brumoy Théâtre des Grecs. Tom. IV. p. 159. ed. nouv. auch dem Verfasser des Thyest bey.

l) Dieses Trauerspiel, welches die Verstoßung der Gemahlinn des Nero enthält (s. Tacitus Annal. XIV. 60. f.) und in welchem der Philosoph Seneca selbst redend eingeführt wird, scheint aus Centonen der dem Seneca beygelegten Tragödien zusammengesetzt, aber zu seinen eignen Werken kann es auf keine Weise gerechnet werden. Es geschieht in demselben V. 732. des Selbstmordes, wodurch sich Nero der Strafe entzog, ausdrücklich Erwähnung.

vorzügliche Redner besessen, nach dieser Bekanntschaft aber erhob sich die Kunst zur Vollkommenheit. Von den Schätzen, welche Griechenland darbot, scheint man sich anfänglich wenigstens nur das zu eigen gemacht zu haben, was zur Bildung des künftigen Redners dienen konnte *m*). An diesem Faden lief die litterarische Cultur der Römer weiter fort. Auch scheint es unverkennbar, daß der wahre Geschmack in der Poesie nur so lange bey ihnen geblüht hat, als die Beredsamkeit ihr Ansehn und ihre Würde erhielt. In der That war die Verbindung zwischen diesen beyden Künsten zu Rom so genau, daß sich die römische Poesie selbst in ihren blühendsten Zeiten von einem gewissen rednerischen Ansehn nicht ganz frey hat erhalten können.

Der Verfall der Beredsamkeit zog also den Verfall der Dichtkunst nach sich, und dieses ist schon in dem so gerühmten Zeitalter des August geschehn, in welchem sich kein einziger Dichter von ausgezeichnetem Geiste und richtigen Geschmacke gebildet hat *n*). Aber man

m) Cicero führt in seiner Rede für den Dichter Archias. c. 6. wo er sich wegen seiner Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften vertheidigt, ausdrücklich den Einfluß derselben auf die Beredsamkeit an: Atque hoc adeo mihi est concedendum magis, quod ex his studiis haec quoque crescit oratio et facultas, quae quantaecunque in me, nunquam amicorum periculis defuit.

n) Virgil, Horaz und Varius glänzten zwar unter der Regierung Augusts, aber die Zeit ihrer Bildung fällt in eine frühere Periode.

man würde sich irren, wenn man die Blüthe jener Kunst nach der Menge der Schulen schätzen wollte, in denen sie gelehrt ward, und die sich in Rom eben dann auf eine unglaubliche Weise vermehrten, als die Stimme der Beredsamkeit in den wichtigsten Angelegenheiten der Nation nicht mehr gehört wurde. Diese Schulen, deren Vorsteher nach dem Beyfalle ihrer Schüler oder Zuhörer o) zu streben pflegten und diesen durch nichts so gewiß zu erlangen hoffen konnten, *als durch eine gewiße jugendliche Ueppigkeit ihres Vortrages*, trugen, nebst der veränderten Verfassung, zu dem Verfalle der Beredsamkeit, und, da jeder Römer von Stande oder einigem Vermögen in einer solchen Schule erzogen wurde, zur Verbreitung des schlechten Geschmacks überhaupt außerordentlich bey. Wenn aber in den Zeiten der Republik der Gebrauch der Beredsamkeit in den öffentlichen Angelegenheiten den Schwulst der Schule zu mäßigen pflegte, so ward dieser jetzt durch das Forum selbst vermehrt. Bey der größern Verbreitung der wissenschaftlichen Kenntniße, sagt ein treflicher Schriftsteller, dessen Gedanken wir hier im Auszuge mittheilen p), glaubte man

o) Ein sehr lebhaftes Gemählde von dem Betragen der Schüler bey den Declamationen, sowohl gegen einander als gegen den Lehrer, entwirft Quintilian. Instit. II. 12. 9 — 14.

p) Der Verf. des Gespräches von dem Verfalle der Beredsamkeit Cap. XIX — XX. novis et exquisitis eloquentiae itineribus opus est, per quae orator fastidium aurium effugiat. —

mit den Mitteln der vorigen Zeiten nicht mehr auszureichen. Man hielt es für nöthig, ganz neue Wege zur Beredsamkeit einzuschlagen, um das eckle Ohr der Zuhörer zu gewinnen. Die ehemalige Ausführlichkeit, in welcher sich die Fülle der Beredsamkeit eines Cicero, eines Hortensius und Cäsars gezeigt hatte, fand bey der Gattung von Angelegenheiten, welche man jetzt noch öffentlich abhandelte, nicht mehr statt,

---

Iudices oratorem alio transgredientem revocant et festinare se testantur. — Praecurrit hoc tempore judex dicentem et nisi aut cursu argumentorum, aut colore sententiarum, aut nitore et cultu descriptionum invitatus et corruptus est, aversatur dicentem. Vulgus quoque assistentium et affluens et vagus auditor assuevit jam exigere laetitiam et pulcritudinem orationis. Iam vero juvenes — referre domum aliquid illustre et dignum memoria volunt; traduntque invicem et saepe in provincias et colonias suas scribunt, sive aliquis arguta et brevi sententia effulsit, sive locus exquisito et poëtico cultu enituit. Exigitur enim jam ab oratore etiam poëticus decor ex Horatii et Virgilii et Lucani sacrariis prolatus. Man darf nicht einwenden, daß dieses Zeugniß aus einem etwas spätern Zeitalter sey. Der Verfall des Geschmacks und die Ursachen desselben werden nicht sogleich in ihrem ersten Anfange bemerkt. Wenn hauptsächlich die einreißenden Fehler eine glänzende Seite haben, so wie der declamatorisch-poetische, oder der poetisch-declamatorische Geschmack, so muß das Uebel schon weit um sich gegriffen haben, ehe man aus der Verblendung erwacht. Was man also in den letzten Dezennien des ersten Jahrhunderts zu bemerken und zu rügen anfing, mußte wahrscheinlich schon in der Mitte desselben, wenn gleich minder auffallend, vorhanden gewesen seyn.

und die Richter pflegten die Redner, wenn sie Digressionen wagten, zu erinnern, daß sie mehr zu thun hätten, als überflüßige Dinge anzuhören. Der Redner mußte also seine Gründe so schnell durchlaufen als er konnte, oder er mußte versuchen, durch Sentenzen, oder durch glänzende und üppige Beschreibungen die Aufmerksamkeit der Richter zu fesseln. Die Zuhörer, welche ab- und zugingen, verführten den Redner noch mehr, in jedem Theile seines Vortrages glänzen zu wollen. Besonders fingen die jungen Römer, welche selbst noch der Beredsamkeit oblagen, die witzigen und kurzen Denksprüche auf, die sie in einer Rede bemerkt hatten, und breiteten sie nicht nur in Rom, sondern auch in den Provinzen aus. Dasselbe geschah mit solchen Stellen, die durch den poetischen Ausdruck glänzten. Denn man verlangte in einer Rede poetischen Schmuck, und der Redner gefiel nur dann, wenn er die Heiligthümer der Horaze, Virgile und Lucane geplündert hatte.“

Dieses Gemählde des Geschmacks in einem Zeitalter, in welchem die dem Seneca beygelegten Tragödien geschrieben scheinen, bestimmt den Gesichtspunkt aus welchem dieselben betrachtet werden müssen. Es hat Gelehrte gegeben, die, durch ein sonderbares Vorurtheil geblendet, diese Trauerspiele den Tragödien der Griechen gleich gesetzt, ja selbst vorgezogen haben; aber es wäre in der That ein Wunder, wenn in

einem Zeitalter, wo die einzige Kunst, welche man mit Eifer betrieb, eine so fehlerhafte Richtung genommen hatte, die Poesie, die bis dahin immer gleichen Schritt mit der Beredsamkeit gehalten hatte, von den Mängeln des herrschenden Geschmacks frey geblieben wäre.

Die Gedichte des Seneca, (so mögen sie immer um der Kürze willen heißen,) führen zwar den Namen der Tragödien und haben die äußere Form derselben, aber im Grunde scheinen sie nichts anders als rhetorische Uebungen und ganz und gar nicht für die Aufführung bestimmt gewesen zu seyn. Daß das Studium der dramatischen Poesie und eigne Versuche in dieser Kunst dem Redner in der seinigen von ausgezeichnetem Nutzen seyn konnten, war sehr leicht wahrzunehmen, und die Rhetoren haben diese Uebungen nicht vernachläßigt. Oft gab man in den Schulen Situationen zu bearbeiten auf, welche aus dem Cyclus der tragischen Fabeln genommen oder doch denselben ähnlich gemacht worden waren *q*). Diese Ue-

q) Quintilian. II. 10. 4. Sint ergo et ipsae materiae, quae fingentur, quam simillimae veritati. — Nam magos, et pestilentiam, et responsa et saeviores tragicis novercas aliaque adhuc magis fabulosa frustra inter sponsiones et interdicta quaeremus. Quid ergo? nunquam haec supra fidem, et poëtica (ut vere dixerim) themata, juvenibus pertractare permittemus, ut exspatientur et gaudeant materia, et quasi in corpus eant? Erat optimum. Vergl. Dial. de caus. cor. el. c. 35. Petronius c. I. Hieraus ist Juvenal zu erklären VII. Sat. 150. W.

bungen aber konnten leicht auf den Einfall führen, ganze Trauerspiele in Rücksicht auf den rhetorischen Zweck auszuarbeiten.

Man kann hiermit ein anderes Verfahren verbunden haben, welches bey wirklichen Reden angewendet wurde. So wie man nemlich den Declamationen bisweilen einen Stoff zum Grunde legte, der von einem oder dem andern berühmten Redner des Alterthums bearbeitet worden war, so konnte man in diesen poetisch-rhetorischen Uebungen mit den ältern tragischen Dichtern zu wetteifern suchen. Der Erfolg mußte in beyden Fällen ziemlich gleichförmig ausfallen. »Der Redner oder Dichter, welcher sich eines Stoffes bemächtigt hatte, ließ seinem Nachfolger selten etwas mehr als die Späne übrig; und je geistreicher und einsichtsvoller er gewesen war, desto gewißer hatte er das Beste und Wichtigste schon vorweg genommen. — Das Bestreben aber eine und dieselbe Sache mit andern Worten zu sagen, schlägt den Geist nieder, statt ihn aufzurichten« r) und an die Stelle der wahren Begeisterung mußte ein erkünsteltes Feuer, und an die

Declamare doces, o ferrea pectora Vetti,
Quum perimit saevos classis numerosa tyrannos.

r) Wolf in Proleg. ad Demosth. Orat. adv. Leptin. p. XXXIX. f.

Stelle des Erhabnen und Schönen ein unnatürlicher Schwulst und oft ein frostiger Witz treten.

Wenn wir die Tragödien des Seneca als eine Reihe von Situationen betrachten, welche zu glänzenden und witzigen Denksprüchen, zu ausführlichen Beschreibungen und zu kühnen Declamationen Gelegenheit geben sollen, so kann man ihnen diejenigen Verdienste keineswegs abstreiten, nach denen man in dem Zeitalter, in welchem sie geschrieben wurden, am begierigsten strebte. Alles scheint in ihnen einzig und allein darauf angelegt zu seyn, die Einbildungskraft durch reiche und ausführliche Beschreibungen zu blenden, durch gehäufte Sentenzen die Aufmerksamkeit zu beschäftigen, und den Verstand durch eine Menge von rhetorischen Künsten zu betäuben. In wie ferne dabey der eigentliche Zweck der Tragödie, die Rührung, erreicht werde, scheint dem Verfasser vollkommen gleichgültig gewesen zu seyn. Denn hierdurch eben unterscheidet sich der Rhetor von dem Dichter, daß jener, unbekümmert um den Werth seiner Mittel, nur für sich und seine Talente Bewundrung fordert; dieser hingegen seinen Zweck erst dann erreicht zu haben glaubt, wenn er die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschauers so auf seine Darstellung zu richten weiß, daß er und sein Talent darüber vollkommen vergessen wird. Es ist unverkennbar, daß in den Trauerspielen des Seneca nur der Zweck des Rhetors herrscht. Oft ist man gezwungen, die Anstrengung seines Witzes

und seiner Einbildungskraft zu bewundern, wenn man sein Verdienst als tragischer Dichter am tiefsten herabsetzen muß.

Aus diesem Zwecke, auf welchen die ganze Arbeit hingeführt worden ist, nicht aus einem Mangel an Kenntnißen, muß es, wie mich dünkt, erklärt werden, daß Seneca die Beobachtung jener Regeln, welche zur Erhaltung der Täuschung und zur Beförderung der tragischen Rührung nothwendig ist, so häufig vernachläßigt hat. Die Anlage der Handlung ist fast immer mehr oder weniger fehlerhaft. Die einzelnen Theile vereinigen sich nicht zu einem Ganzen, und das Tragische, was sich in dem Einzelnen findet, bringt zwar zuweilen Staunen oder Entsetzen, aber niemals Rührung hervor. Die Monologe, die Erzählungen und Beschreibungen sind unverhältnißmäßig lang, und alles in ihnen, ohne Rücksicht auf Zweckmäßigkeit, ausgeführt und mit rhetorischem Schmuck überladen. Die Begebenheiten werden nicht mit gehöriger Sorgfalt herbeygeführt; die Scenen stehen einzeln und ohne Verbindung; nicht einmal das Auftreten und Abgehen der handelnden Personen ist hinlänglich motivirt. Alles dieses schien dem Dichter für seinen Zweck überflüßig. Ja, einige Regeln der Kunst absichtlich zu vernachläßigen, konnte demselben sogar angemessen seyn. Das Bestreben, die größte Anstrengung der Geisteskräfte zu zeigen, sollte in einer rhetorischen Uebung keinen Augenblick verkannt werden; jede Scene,

ja wo möglich, jede Zeile sollte Bewundrung und Staunen erregen. Daher ist in dem ganzen Werke alles in gleicher Spannung vom Anfang bis zum Ende. Entwicklung der Charaktere, Wachsen der Leidenschaften, allmähliges Steigen zu immer interessanteren Situationen, ist hier entweder gar nicht, oder nur zufälliger Weise zu finden.

Ich muß es noch einmal wiederholen, es ist in diesen Trauerspielen alles auf die Hervorbringung der Bewundrung und des Staunens, keinesweges aber der Rührung angelegt. Diesem Zwecke entspricht die Behandlung der Begebenheiten, der Charaktere und des Ausdrucks. Vieles ist über, einiges gegen die Natur. Das Colorit ist fast durchgängig unwahr. Es herrschen in allen diesen Tragödien nur zwey Arten der Färbung, furchtbarer Schatten oder blendender Lichtglanz.

Die Gegenstände der Tragödien des Seneca sind die nämlichen, welche von den griechischen Tragikern zu wiederholtenmalen auf die Bühne gebracht worden waren, und in den meisten derselben hat er Muster vor Augen gehabt, welche auch uns nicht verloren sind. Die Vergleichung mit ihnen wird die Richtigkeit unsrer Bemerkungen über den Geist dieses Schriftstellers, als Tragiker betrachtet, am besten zeigen können, und wir wählen in dieser Absicht, und um unsern Beweiß auf eine vollständige und unpartheyische

Weise zu führen, einige Beyspiele von ganz verschiedner Art.

Wir wollen den Anfang mit dem Hippolytus machen, welcher nach einem der vorzüglichsten Trauerspiele des Euripides gearbeitet ist. In diesem letztern sehn wir im Anfange der Handlung den Helden des Stücks von der Jagd zurückkehren und auf dem vor dem Hause stehenden Altare der Diana einen Blumenkranz weihen. Der benachbarte Altar der Venus *bleibt seinen Augen* unbemerkt. Einer seiner Begleiter erinnert ihn, diese Göttinn nicht ganz zu vernachläßigen; aber diese Erinnerung dient zu nichts, als dem Hippolytus Gelegenheit zu geben, seine Verachtung gegen die Göttinn, »die nur zur Nachtzeit bewundert wird« ausdrücklich an den Tag zu legen. Diese Scene ist kurz und zweckmäßig s). Für den

s) Wollte man diese Scene nach der Denkungsart unsrer Zeit beurtheilen, so könnte sie für überflüßig gehalten werden, denn der Charakter und die Gesinnungen des Hippolytus erhellen aus derselben nicht mehr, als aus den folgenden Scenen oder auch aus dem Prolog. Aber dem Euripides war es darum zu thun, den Hippolytus seinen Uebermuth gegen die Göttinn der Liebe gleich in dem Anfange der Handlung zeigen zu lassen. Dieser Uebermuth, ob er gleich mit einer Tugend gepaart ist und gewissermaßen aus derselben entspringt, ist doch der Denkungsart des Alterthums zufolge strafbar und wird auch in diesem Trauerspiele die Quelle des Unglücks, das den Hippolytus trifft.

lateinischen Dichter aber war sie viel zu einfach und unscheinbar. Er zeigt uns seinen Helden von Jägern umgeben und im Begriff auf die Jagd zu gehn. Er theilt die Geschäfte derselben unter seine Diener aus; sendet sie nach allen Gegenden von Attica aus, und zeigt hierbey viele geographische und mythologische Gelehrsamkeit. Er schildert die Landschaften und die Geschäfte der Jagd mit dichterischen Farben und schließt seine Rede mit einem Gebete an die Diana, welches freylich viel stolzer und prächtiger klingt, als im Original. Von seinen Gesinnungen in Rücksicht auf die Liebe hingegen erfahren wir nichts; sondern er macht, nach geendigtem Gebete, der Phädra und ihrer Amme Platz.

Phädra eröffnet die Scene mit einer sehr langen Rede, in welcher sie sich über die Treulosigkeit Theseus beklagt t), der, um einer strafbaren Liebe Genüge zu leisten, in die Unterwelt hinabgestiegen sey; aber noch mehr beklagt sie den Zustand ihres eignen Herzens. Eine quälende Liebe verzehrt sie. »In die Wälder möchte ich eilen, ruft sie aus, und das Wild aufjagen und mit zarter Hand den harten Wurfspieß

t) Dieses scheint aus dem Hippolytus καλυπτομενος des Euripides entlehnt zu seyn; denn in diesem Trauerspiele, (welches die erste Rezension des noch vorhandenen Stückes war) beklagte sich Phädra, daß des Theseus Liebeshändel sie zur Liebe gegen den Hippolytus veranlaßt hätten. s. Plutarch. T. II. S. 27. F.

schleudern. Worauf sinnst du, mein Herz? Warum sehnst du dich nach den Wäldern? Ich erkenne das Verhängniß meiner unglücklichen Mutter; uns beyden also bestimmte das Schicksal in den Wäldern zu lieben? Ich beklage dich, meine Mutter! Von einer unaussprechlichen Leidenschaft hingerissen, liebtest du kühn den trotzigen Führer wilder Heerden. Furchtbar war er, des Joches ungewohnt und einer ungebändigten Heerde Führer, aber doch liebte er! Aber o! welcher Gott, welcher Dädalus kann meiner Liebe zu Hülfe kommen?«

Dieser Anfang zeigt schon den ganz verschiednen Charakter der Liebe der Phädra bey dem lateinischen und den griechischen Dichter. Bey dem letztern ist sie die Wirkung eines göttlichen Zornes, und, wie das Gift einer Krankheit, in das Herz der unglücklichen Phädra geworfen. Sie erkennt die Strafbarkeit dieser Flamme, sie bietet alle ihre Kräfte auf, dieselbe zu ersticken, und da sie ihre Anstrengung fruchtlos findet, beschließt sie zu sterben und ihr Geheimniß mit sich in das Grab zu nehmen. Aber die Zärtlichkeit ihrer Vertrauten entlockt ihr dasselbe, in einer Scene, in welcher sich zarte Schaam und glühende Leidenschaft in demselben Herzen in einem höchst interessanten Kampfe zeigt. In dieser vortreflichen Scene bereitet Phädra das Geständniß ihrer strafbaren Liebe, welches sie aber nicht selbst thut, sondern ihrer Amme in den Mund legt, durch eine leichte Anspielung auf das

Schicksal ihrer Mutter vor. (s. Eurip. Hipp. V. 337.) Sie will nur zu verstehen geben, daß sie ebenfalls von einer hofnungslosen Liebe gefoltert werde; sie verweilt nur einen Augenblick bey diesem traurigen Andenken und erwähnt, in eben der Absicht, das Schicksal ihrer Schwester. Wenn sich irgendwo die zarte Hand des Euripides gezeigt hat, so ist es in dieser Scene. Wie hart ist dagegen die Arbeit des Römers, welcher seine Phädra, ohne allen hinreichenden Grund, gleichsam mit Wohlgefallen bey der traurigen Geschichte ihrer Mutter Pasiphae verweilen und dieselbe wegen der Erreichung ihres strafbaren Zwecks glücklich preisen läßt.

Ohne Zweifel schien der Charakter der griechischen Phädra in Umriß und Colorit dem römischen Rhetor zu schwach. Daher vertauschte er die edle Weiblichkeit derselben, welche uns als das Opfer einer göttlichen Eigenmacht auch in ihren Verbrechen Mitleiden einflößt, mit einer männlichen Frechheit, die sich der Gewalt der Leidenschaft hingiebt und nur auf Mittel, dieselbe zu befriedigen, denkt. Wenn daher bey dem griechischen Dichter die vertraute Amme der verzagenden und dem Tode nahen Gemahlinn des Theseus Muth zu machen sucht, alles auf die Schuld der Venus schiebt, und die Macht dieser Göttinn für unwiderstehlich erklärt; so vertauscht der Römer ihre Rollen, läßt die Amme Phäderns Leidenschaft bestreiten und diese, die Unmöglichkeit, sie zu

besiegen, vertheidigen; welches zu sehr ausführlichen Reden, schönen Beschreibungen und witzigen Sentenzen Veranlassung giebt. Nach einem langen Streite ändert Phädra unverhofft ihre Gesinnungen; sie will ihre Ehre schonen und sterben. Dieses soll wahrscheinlich nur ein Kunstgriff seyn, um die Amme in ihr Interesse zu ziehn. Wenigstens geschieht das letztere und die Amme beschließt auf das unempfindliche Herz des Hippolytus einen Angriff zu wagen.

Auf denselben divergirenden Wegen gehen beyde Dichter fort, jeder nach seinem Ziel. Der Grieche stellt den Kampf der Leidenschaft mit der Ehre dar; der Römer beschreibt das Andringen der Begierde gegen einen äußern Widerstand. Jener läßt die Vertraute, ohne Phäderns Wissen, die Gesinnungen des Hippolytus erforschen; Phädra vernimmt das Ende ihrer Reden und daß Hofnung und Ehre zugleich für sie verlohren ist. In den Scenen, welche aus diesen Situationen entstehn, ist alles vollkommen zweckmäßig. Der Weg, welchen Seneca nimmt, ist etwas länger, aber er führt zu Beschreibungen und Declamationen, und dieß ist was er sucht. Phädra erscheint auf ihrem Ruhebette und beschreibt den Anzug, in welchem sie dem Hippolytus zu gefallen denkt. »Entfernt, ruft sie aus, entfernt den Purpur und die mit Gold durchwebten Gewänder; entfernt das Roth der tyrischen Muschel und die Fäden, welche der entfernte Serer von den Zweigen liest. Ein schma-

ler Gürtel feßle die offne Brust; frey vom Halsbande sey der Nacken, und keine weisse Perle, des indischen Meeres Geschenk, belaste mein Ohr. Von den zerstreuten Locken düfte kein assyrischer Wohlgeruch; das ungeschmückte Haar fließe über den Hals und die Schulter herab, im schnellen Laufe folge es dem Hauche der Luft. Die linke Hand halte den Köcher; die Rechte schwinge den thessalischen Wurfspieß. So war die Mutter des finstern Hippolytus, so die Bewohnerinn des Tanais oder des mäotischen See's, als sie den kalten Pontus verließ, und den attischen Boden betrat, mit dem geknüpften Haar und dem mondförmigen Schild! So will auch ich in den Wäldern irren.«

Diese Beschreibung, welche in einem epischen Gedichte vielleicht schon zu umständlich gewesen seyn würde, ist in dem Munde der Phädra höchst abgeschmackt. Ist es nicht genug, daß sie sich den Augen der Zuschauer zeigt; oder was braucht es mehr, als mit wenigen Worten die Absicht ihrer Wahl anzudeuten? Hätte Seneca für die Bühne gearbeitet, so müßte man ihn eines fast unbegreiflichen Mangels an Einsicht beschuldigen, um einen Fehler nicht zu bemerken, der jedem Anfänger in die Augen fällt. Denn was ist leichter einzusehn, als daß ein Weib, welches von einer heftigen Leidenschaft gefoltert wird und eben im Begriff ist, einen entscheidenden Schritt zu thun,

keine Zeit haben kann, eine so ausführliche Beschreibung ihrer eignen Person zu machen.

Nachdem sich nun Phädra den Zuschauern in dem beschriebnen Aufzuge gezeigt hat, verschwindet sie von der Bühne, und die Amme bleibt zurück, um den Hippolytus zu erwarten. Dieser tritt auf und wird von ihr mit einer langen Rede empfangen, in welcher sie, mit vieler dialektischen Kunst, den Gemeinplatz ausführt, daß man die Jugend genießen müsse und daß diesen Genuß nichts so sehr als die Liebe befördere. Hippolytus antwortet in demselben Styl und schildert in einer noch ausführlichern Rede die Vorzüge des Jägerlebens mit poetischen Farben. Von dieser Schilderung geht er auf einen andern Gemeinplatz über; behauptet, daß erst nachdem die Wälder von den Menschen verlassen worden, alle Verbrechen eingerissen und daß die Weiber die Urheberinnen alles Unglücks wären. Der Zusammenhang in dieser Rede ist sehr gering, und man bemerkt, daß sich der Dichter mit seiner schwerfälligen Beredsamkeit nur mühsam nach den unerlaßlichsten Forderungen der dramatischen Poesie zu bequemen verstand.

Auf die folgende Scene, in welcher Phädra dem Hippolytus ihre Leidenschaft entdeckt, werde ich weiter unten zurückkommen; zu meiner gegenwärtigen Absicht ist es genug, noch einige Stellen aus dem Schlusse dieses Trauerspiels anzuführen. Hippolytus wird in beyden Tragödien, wiewohl auf eine verschiedne

Weise, durch die Verläumdungen seiner Stiefmutter zu Grunde gerichtet. In dem griechischen Stück wird er dem Tode nah auf die Bühne zurückgebracht, und, durch die Diana gerechtfertigt, wird seine Unschuld vom Theseus anerkannt. Dieses veranlaßt eine sehr rührende Scene, in welcher der Anblick des schuldlosen Hippolytus und die Reue seines Vaters zu dem Herzen des Lesers spricht. Seneca, welcher lieber selbst spricht, läßt nicht den Hippolytus u), sondern die Stücken seines zerfleischten Leibes, welche von seinen Dienern mit Mühe zusammen gelesen worden sind, auf die Bühne bringen. Nachdem sie vor dem Theseus aufgethürmt worden sind, ruft dieser aus: »Ist dieß Hippolytus? Ich erkenne mein Verbrechen! Ich habe dich getödtet. Aber damit ich nicht allein strafbar wäre, rief ich, wüthend gegen meinen Sohn, die Hülfe meines Vaters an. Dieß ist also der Genuß, den mir meines Vaters Geschenk gewährt? O beklagenswerthes Unglück, in der Ohnmacht des Alters seiner Kinder beraubt zu werden! Umarme diese Glieder, umarme den Rest deines Sohnes, Unglücklicher, erwärme

u) Vielleicht wurde auch in dem Hippolytus καλυπτομενος des Euripides der Leichnam des Hippolytus (bedeckt) auf die Bühne gebracht. (s. Musgrave z. den Fragmenten des Euripides. Andre geben andre Ursachen des Titels dieser Tragödie an.) So viel ist aber gewiß, daß sich der griechische Dichter gehütet haben wird, seinen Zuschauern einen so empörenden Anblick darzubieten, als Seneca thut.

erwärme ihn an deiner bekümmerten Brust! Lege die zerstreuten Glieder des zerrißnen Leichnams in Ordnung; gieb die verirrten Glieder ihren eigenthümlichen Stellen zurück. Dieß war der Platz seiner tapfern Rechte; hierher gehört die Linke, welche die Zügel so gut zu regieren verstand. Hier erkenn' ich die Spuren der linken Seite. Ach welch' ein großer Theil fehlt noch meinen Thränen! Haltet aus ihr zitternden Hände, bis ihr die traurige Pflicht vollbracht habt. Haltet die Thränen auf, ihr trocknenden Wangen, so lange der Vater dem Sohne die Glieder zuzählt und seinen Körper bildet. Was ist dieß hier für ein gestaltloser Theil? Es ist ein Theil von dir, aber welcher es sey ist mir unbekannt. Hier will ich ihn hinlegen, an diese ledige Stelle, wenn gleich nicht an die seinige.«

Das Gräßliche und Abentheuerliche in dieser Scene bedarf keines Commentars; auch fällt es wohl deutlich genug in die Augen, daß sie für die Aufführung auf der Bühne nicht bestimmt seyn konnte.

So wie nun Seneca in dem Hippolytus die Darstellung schöner Weiblichkeit, womit ihm der zärtlichste unter allen Tragikern vorgegangen war, absichtlich vermieden hat, so hat er auch in dem Herkules Oetäus den Charakter der Dejanira, einen der schönsten in den noch vorhandenen Trauerspielen des Sophokles, wie es scheint, um seinen rhetorischen Zwecken Genüge zu leisten, sehr wesentlich umgestaltet. Auch

die stärkere und männlichere Manier des Sophokles war dem römischen Deklamator noch nicht kräftig genug. Er bedurfte zu seinen vorräthigen Farben die Umrisse einer stärkern Leidenschaft und lieh der Dejanira, welche sich bey seinem Vorgänger duldend zeigt, eine bis zur Wuth steigende Eifersucht.

Da wir in der Charakteristik des Sophokles die Grundzüge der Empfindungs- und Denkungsart Dejanirens entworfen haben, so wollen wir an einigen Proben aus der Tragödie des Seneca zeigen, wie weit sich dieser von seinem Muster entfernt, und wie er, mit Hintansetzung des wahren Tragischen, nach einer blos scheinbaren Erhabenheit strebt. Sobald Dejanira die gefangene Jole erblickt hat, erwacht in ihrem Herzen eine ausschweifende Eifersucht, deren Symptomen ihre Amme mit folgen Worten schildert: »Sobald Dejaniren die Schönheit Jolens entgegenstrahlte, wie der wolkenfreye Tag oder wie in hellen Nächten ein reines Gestirn strahlt, da stand sie einer Rasenden gleich und blickte furchtbar umher. Wie eine Tigerin, die unter einem Armenischen Felsen bey ihren Jungen liegt, wenn sie den Feind erblickt, aufspringt; oder ihr Lyäus in dem Busen wüthet und ihr den Thyrsus zu schwingen befiehlt, stand sie zweifelnd still, wohin sie ihre Schritte lenken sollte; dann durcheilte sie wüthend das Haus des Herkules; aber das ganze Haus war ihr kaum groß genug. Sie eilt vorwärts; sie irrt umher, sie steht still. Ihr ganzer Schmerz drückt

sich in ihren Mienen aus.« Nachdem sie noch eine Weile in dieser Beschreibung fortgefahren hat, tritt Dejanira selbst auf und fordert von den Göttern neue und unerhörte Strafen für ihren treulosen Gatten. »Gemahlinn des Donnerers, ruft sie aus, in welcher Gegend des Himmels du auch thronen magst, schicke ein Ungeheuer gegen den Alciden, das mir Genüge thue! Wenn irgend eine unbesiegliche Schlange, welcher ihr Sumpf zu enge ist, ein fruchtbares Haupt schüttelt; wenn es irgend etwas alle Raubthiere übertreffendes, ungeheueres, gräßliches, furchtbares giebt, das selbst Herkules Augen nicht zu ertragen vermögen, so verlasse es seinen unermeßlichen Wohnsitz! Oder wenn es an reißenden Thieren fehlt, wohlan so wandle mich selbst um! Es giebt nichts Verderbliches, was ich bey diesen Gesinnungen nicht werden könnte. Leihe mir eine Gestalt, die meinem Schmerz gleich kömmt. Meine Brust ist für meine Wuth zu eng. Warum durchwühlst du die Winkel der Erde? warum forderst du Ungeheuer vom Pluto? In diesem Busen findest du alle Arten von Ungeheuern, die er gefürchtet hat. Dieß mögen die Waffen deines Hasses seyn. Ich bin Stiefmutter! Du kannst den Alciden zu Grunde richten. Benutze diese Hände, wozu du nur willst. Was zauderst du Göttinn? nutze meine Wuth. Welch' ein Verbrechen willst du ausgeführt wissen? Ersinne etwas. Was zögerst du? Doch immerhin magst du zögern; dieser Zorn ist ge-

nug.« Diese frostigen Declamationen dauren noch eine Weile fort und, als ob es ein Vergnügen wäre zu wüthen, fordert sie sich selbst, so oft sie eine Abnahme ihrer Wuth zu bemerken glaubt, zur Verstärkung derselben auf. Sie will schlechterdings ein Verbrechen begehn. Ihre Amme fragt sie: »Willst du denn deinen Gemahl ermorden?« Wenigstens den Gemahl meiner Nebenbuhlerinn, antwortet sie.

Das schlimmste bey diesen Declamationen, von denen wir nur eine kleine Probe gegeben haben, ist, daß sie zu gar keinem Zwecke führen. Alle diese Wuth bringt gerade nicht mehr hervor, als das stille duldsame Betragen Dejanirens beym Sophokles. Denn nachdem sie alle Ideen eines Verbrechens erschöpft und den Herkules zu ermorden beschlossen hat, erinnert sie sich des vom Nessus empfangnen Zaubermittels und beschließt, vermittelst desselben einen Versuch zu machen, die Liebe ihres Gemahls wieder zu gewinnen. Der Erfolg ist wie in dem Trauerspiele des Sophokles, und die Nachricht von der unglücklichen Wirkung des vergifteten Gewands setzt hier Dejaniren in neue Wuth, weil ihr erster Plan gleichsam ohne ihr Zuthun gelungen ist. Auch sie entleibt sich; aber freylich mit etwas mehr Umständlichkeit und Prahlerey, als in dem griechischen Trauerspiele geschieht. Sie ist in Verlegenheit, wie sie sich gräßlich genug tödten soll. Bald will sie sich mit dem Schwerte durchbohren; bald von einer Klippe herabstürzen, da-

mit an jedem Felsenstücke ein Theil ihres Körpers hängen bleibe; die ganze Seite des Felsen soll mit ihrem Blute befleckt werden. Dann fällt ihr bey, daß Ein Tod zu wenig sey. Nun fordert sie die Völker auf, zusammen zu kommen, und den Erdkreis, Steine und Feuerbrände auf sie zu schleudern x).

Wenn sich die Leidenschaft in weiblichen Charakteren auf diese Art äußert, wie hoch wird sie erst der declamatorische Wahnsinn in den männlichen Charakteren getrieben haben! Wie wird Herkules rasen müssen, wenn Dejanira so wüthen darf?

Ich bin vollkommen überzeugt, und ich glaube, daß sich diese Ueberzeugung jedem Leser des Sophokles aufdrängen wird, daß dieser große Dichter die Eifersucht der Dejanira in einem so sanften Lichte gehalten habe, um die Leiden des Herkules nicht übertreiben oder die Haltung zerstören zu müssen, die in einem schönen Gedichte, wie auf einem schönen Gemählde, herrschen muß. Der Herkules in den Trachinierinnen zeigt sich eben so menschlich als groß; er fühlt seine Schmerzen, er beklagt sich; aber sobald er

x) Aehnliche Thorheiten finden sich auch in den übrigen Tragödien. Nachdem Oedipus seine Verbrechen kennen gelernt hat, will er sich tödten; aber er findet, daß Ein Tod zu wenig sey.

Iterum vivere atque iterum mori
Liceat: renasci semper, ut toties nova
Supplicia pendas. Utere ingenio miser.

in seinem Schicksale die Erfüllung des göttlichen Orakels erkennt, ermannt er sich und erträgt seine Quaal. Beym Seneca wüthet und prahlt er, ohne Maas und Ziel. So wie sich in den Reden des einen (Trachin. 993 — 1111.) wahre Größe und ächte Beredsamkeit zeigt, so herrscht in den Reden des andern ein über alle Gränzen getriebner Schwulst und rhetorische Ueppigkeit.

Die angeführten Beyspiele beweisen zur Gnüge, daß der Verfasser der lateinischen Trauerspiele in der Darstellung der Gesinnungen weit hinter den Griechen zurücksteht, als deren Nebenbuhler er, bey der Verschiedenheit seines Zwecks, nicht einmal betrachtet werden kann. Recht geflissentlich scheint er die Gränzen der Wahrheit, innerhalb deren sich jene mit einer so wohlgelungenen Sorgfalt hielten, überschritten, und alle seine Charaktere nach einem übertriebnen Maaße zugemessen zu haben y). Inniges, wahres Gefühl

y) Kein Mann kann mehr Kühnheit, Stolz und Selbstvertrauen besitzen, als Megara in dem rasenden Herkules zeigt. Als ihr Lycus seine Hand anbietet, weißt sie dieses Anerbieten nicht nur von sich, sondern fügt, ob sie gleich für sich und ihre Kinder alles zu fürchten hat, noch überdieses bittre Schmähungen hinzu. (V. 380 — 397.) Als Lycus ihr mit Zwang droht, antwortet sie: cogi qui potest, nescit mori. — In den Trojanerinnen stirbt Polyxena nicht anders als ein Gladiator mit Verachtung der Gegner und des Todes. (V. 1151. ff.)

Audax virago non tulit retro gradum;
Conversa ad ictum stat truci vultu ferox:

zeigt sich nur in einzelnen zerstreuten Zügen; aber im Ganzen scheint sich jede Empfindung, wenn sie aus dem Herzen über die Zunge geht, gleichsam in Dämpfe zu verwandeln, die bey vielem Umfange nur einen äußerst geringen körperlichen Gehalt haben. Fast immer widerspricht beym Seneca die Art, mit welchem sich die Gesinnungen und Leidenschaften äußern, auf eine indirekte Weise dem Daseyn dieser Gesinnungen und Leidenschaften.

Dieses ist indeß keineswegs der einzige Punkt, in welchem Seneca den griechischen Tragikern nachzusetzen ist; obgleich dieser allein schon hinreicht, um ihn

Tam fortis animus omnium mentes ferit.
Novumque monstrum est, Pyrrhus ad caedem piger.
Ut dextra ferrum penitus exacta abdidit,
Subitus recepta morte prorupit cruor
Per vulnus ingens, nec tamen moriens adhuc
Deponit animos, cecidit, ut Achilli gravem
Factura terram, prona, et irato impetu.

Dieser letzte Zug charakterisirt den Declamator, so wie dagegen der bekannte Zug beym Euripides και θνησκουσ᾽ ὅμως πολλην προνοιαν εἶχεν εὐσχημως πεσειν, (Ovid in den Fastis II. 833. Tum quoque jam moriens, ne non procumbat honeste Respicit) den Mahler wahrer Natur und schöner Weiblichkeit charakterisirt. Endlich hat Seneca mit diesem stoischen Trotze, der dem bedrohten Manne so wohl ansteht und dem Weibe so selten ziemt, sogar ein Kind, den Astyanax, ausgerüstet, der unter dem ihn beweinenden Volk allein nicht weint, und freywillig herabspringt, mitten in das Reich des Priamus. (V. 1099. ff.)

von aller Concurrenz um die Palme der Griechen auszuschließen. Damit ber unser Urtheil nicht einseitig ausfalle, wollen wir auch seinen Verdiensten in der Erfindung und Anlage der Handlung, zunächst vorzüglich in Vergleichung mit den griechischen Mustern, einige Aufmerksamkeit widmen.

Die Anlage der Handlung im Oedipus des Sophokles ist mit Recht von den Kunstrichtern als musterhaft empfohlen worden, und unter allen Tragödien, welche sich aus dem Alterthum erhalten haben, ist keine einzige, welche demselben in diesem Punkte an die Seite gesetzt werden könnte. Seneca hat dieselbe Fabel behandelt; aber er hat sich in dem Gange der Handlung einige Abändrungen erlaubt, aus denen sich, so lange wir ihn als tragischen Dichter betrachten, ein ziemlich sicherer Schluß auf seine Beurtheilungskraft und Einsichten machen lassen wird. Die nähere Betrachtung derselben muß uns also nothwendigerweise ein nicht unbedeutendes Moment zur Schätzung und Beurtheilung seines poetischen Charakters liefern.

Der erste Akt des lateinischen Oedipus enthält die Exposition des Stücks in zwey Scenen. Der römische Dichter hat hiebey den glücklichen Kunstgriff des Griechen verschmäht, durch eine Versammlung des leidenden Volkes, das vom Oedipus Rettung erfleht, die Beschaffenheit der Handlung in ihrem Anfange bestimmt anzudeuten, die Gemüther der Zu-

schauer auf den Ausgang vorzubereiten und den Oedipus selbst, welcher unwissend durch seine Gegenwart das Land verpestet, bey seiner ersten Erscheinung als den Abgott und die Hofnung des Volkes darzustellen. Oedipus eröffnet hier die Handlung mit einer langen Rede, von der es schwer seyn möchte zu sagen, warum er sie hält. Er schildert die Schrecken der gegenwärtigen Pest und erzählt die Ursachen, die ihn vormals bewogen haben, nach Theben zu kommen. Er erwähnt unter diesen Ursachen sehr umständlich das Orakel, das ihm die Ermordung seines Vaters und die Verbindung mit seiner Mutter ankündigte; und so schuldlos er sich auch glaubt, so fürchtet er dennoch irgend ein großes Unglück und hält sogar die Pest, welche Theben verheert, für die Wirkung seiner Gegenwart. Er wünscht sich den Tod; er will den Andlick der Verwüstung fliehn, sollte es auch zu seinen Eltern seyn z).

Dieser Prolog und die Anklagen des Oedipus gegen sich selbst, ändern sogleich die ganze Anlage der Handlung. Der Aufschluß des Räthsels, welchen Sophokles mit so vieler Vorsicht und Weisheit allmählig herbeyführt, wird hier gleichsam in der ersten Scene gegeben, und das Orakel, welches die Ursache der Pest auf den Mörder des Lajus schiebt, ist dem

z) V. 80. Profuge jamdudum ocyus, vel ad parentes.

Leser in dem Augenblicke klar, wo es ausgesprochen wird.

Ich will hierbey nicht einmal erinnern, daß die Gesinnungen des Oedipus in einem hohen Grade unwahrscheinlich sind. Oder ist es nur einigermaßen natürlich, daß derjenige, den zwar die Götter mit einem Verbrechen bedrohn, der dasselbe aber auf das eifrigste zu vermeiden gesucht hat, sich dennoch, um dieser Androhung willen, für einen Verbrecher erkläre, der die Luft des Landes verpeste, das er mit Weisheit und Liebe regiert.

Creon ist auch in dieser Tragödie, so wie in dem Original, zu dem Orakel des Apollo gesendet worden; aber was in jenem, als eines der wichtigsten Momente der Handlung, sehr bestimmt angekündigt wurde, wird hier nur in einer einzigen Zeile (v. 109.) und gleichsam nur im Vorbeygehn erwähnt. Creon bringt die Antwort zurück, daß der Mord des Lajus bestraft werden müsse. Als Oedipus zu wissen verlangt: wer der Mörder sey? beschreibt Creon die Ertheilung des Orakels, die Begeisterung der Priesterinn und eine Menge andre unnütze Dinge mit ermüdender Umständlichkeit. Endlich erfährt man auch, was die Pythia zur Erklärung ihres Ausspruchs hinzugesetzt hat. Ihre Ausdrücke bezeichnen den Oedipus auf das unverkennbarste. Sie nennt ihn den flüchtigen Fremdling; sie sagt, daß er mit dem Blute seines Vaters und den Umarmungen seiner Mutter befleckt sey.

Durch diese Erklärung würde alle weitere Untersuchung vollkommen unnütz gemacht und das Trauerspiel in dem zweyten Akte geendigt seyn, wenn der Dichter nicht für gut gefunden hätte, den Oedipus mit einer völligen Blindheit zu schlagen. Denn was war natürlicher, als daß dieser den Ausspruch der Pythia mit dem Orakel verglich, das er selbst kurze Zeit vorher so umständlich erzählt hatte?

Aber der Oedipus des Seneca scheint auf den Ausspruch der Priesterinn eben so wenig als auf die Beschreibung zu achten, welche Creon von dem Orte macht, an welchem Lajus gefallen war. Gleichwohl ist auch diese Beschreibung so ausgemahlt, daß Oedipus sogleich den Platz erkennen mußte, an welchem er einst, auf dem Wege von Delphi, einen alten Mann erschlagen hatte. Wie würde man dieß erklären oder rechtfertigen können, hätte nicht Seneca in seinen Trauerspielen alles für sich, nichts für die Handlung gethan?

Die Unbefangenheit und Sorglosigkeit des Oedipus wird mit jeder Scene räthselhafter. Tiresias, welchen der griechische Dichter, aus guten Gründen, durch einen ausdrücklichen Befehl zur Erklärung des dunkeln Orakels herbeyrufen läßt, erscheint hier unaufgefodert, bekannt mit allem, was in diesem Augenblicke vorgefallen war. Es ist unnöthig hier zu wiederholen, von welcher Wichtigkeit beym Sophokles die Erscheinung des Tiresias, seine Weigerung und

die ihm endlich abgedrungene Erklärung ist; aber wir müssen an diese vortrefliche Scene erinnern, weil sie aon dem lateinischen Dichter, zwar zur Beförderung seiner Absichten, aber zum Nachtheil der Handlung gänzlich umgeschaffen worden ist. Bey ihm weiß Tiresias von dem Sinne des Orakels nichts zu sagen. Um die Meynung der Götter zu erforschen, stellt er ein Ignispicium an und läßt ein Opferthier schlachten, dessen Eingeweide auf der Bühne geprüft und bis auf die kleinsten Umstände beschrieben werden. Doch bleibt dieses ganze Unternehmen und die lange Scene, in welcher es geschildert wird, ohne allen Erfolg. Die Meynung der Götter ist nach demselben noch eben so räthselhaft, als sie vorher gewesen war. Der Dichter wollte sich für den folgenden Akt noch eine Beschreibung aufsparen. Tiresias stellt einen zweyten Versuch an und befragt die Unterirrdischen in einem benachbarten Hayn. Endlich wird nach so vielen Bemühungen das Orakel auf den Oedipus ausgedeutet. Aber jeder, auch der blödeste Zuschauer hätte dieses schon längst gethan.

Das was in dem lateinischen Trauerspiele folgt, ist größtentheils aus dem Sophokles entlehnt, nur mit dem Unterschiede, daß der Unglaube des Oedipus an die Auslegung des Tiresias durch das Vorhergehende sehr schlecht unterstützt wird. In dem Augenblick, wo er anfängt, sich für den Mörder des Lajus

zu halten, erscheint der Bothe von Corinth, mit der Nachricht von Polybus Tod. Es ist in der Charakteristik des Sophokles a) gezeigt worden, was für eine vortrefliche Peripetie dieser Umstand hervorbringt, indem ihn Jocasta als einen Beweiß für die Richtigkeit der Orakel gebrauchen will, und dann doch gerade durch ihn die Wahrheit derselben in ihr volles Licht gesetzt wird. Seneca hat diesen Umstand ganz und gar nicht benutzt und dieser Dichter, der sich nur dann Zeit nimmt, wenn er eine Gegend zu mahlen, Leidenschaften zu schildern und Sentenzen auszuspinnen findet, geht hier mit einer Eilfertigkeit zu Werke, welche unwidersprechlich darthut, daß er die Vortreflichkeit seines Musters entweder, wie doch kaum zu vermuthen ist, gar nicht eingesehn, oder, auf andere Zwecke bedacht, absichtlich vernachläßigt hat.

Bis hierher haben wir den Seneca nur in Beziehung auf die griechischen Muster betrachtet, mit denen er von einerley Punkten, aber nach ganz verschiedenen Richtungen ausgegangen ist. Wir wollen jetzt sein Verfahren, mit Beyseitesetzung aller Vergleichung, in einem Stücke betrachten, zu welchem sich kein Gegenstück aus dem Alterthume erhalten hat, und in welchem die eigenthümliche Manier dieses Dichters in ihrer größten Stärke sichtbar ist.

a) Nachträge. IV. Band. 1. St. 133. S.

Ich meyne den Thyest. In diesem Trauerspiele ist einiges vortreflich, aber das meiste überladen und schwülstig.

Eine Art von Vorspiel zwischen dem Tantalus und einer Furie, welche jenen aus seinem unterirdischen Gefängniße nach der Wohnung des Atreus treibt, eröffnet die Handlung. Er weiß nicht, was die Absicht der Göttinn mit ihm seyn möchte, und äussert darüber verschiedene ungereimte Vermuthungen. „Soll ich vielleicht, ruft er aus, den gleitenden Stein des Sysiphus auf meinen Schultern tragen? oder erwartet mich Ixions Rad; oder die Strafe des Tityus, welcher schwarze Vögel mit seinen, aus tiefer Wunde gegrabnen Eingeweiden nährt?“ Nachdem er sich in Vermuthungen dieser Art erschöpft hat, bittet er die Richter der Unterwelt, seine Strafen zu vermehren und sie selbst den Wächtern des gräßlichen Gefängnißes und dem Acheron furchtbar zu machen. „Ersinnt etwas, fügt er hinzu, vor dessen Furcht ich selbst erbebe!“ Diese ganze Rede des Tantalus scheint mir mit allen ihrem rhetorischen Pompe ausnehmend abgeschmackt. Warum wüthet dieser Schatten so gegen sich selbst? Wenn ihm seine jetzige Strafe unerträglich ist, so mag er wohl wünschen vernichtet zu werden, aber eine Vermehrung seiner Leiden zu erbitten, ist, den einzigen Fall ausgenommen, wo große, erhabne Reue auf der einen und große, erhabne Güte auf der andern Seite zusammentreffen, Unsinn.

Nachdem Tantalus seine Rede geendigt hat, nimmt die Furie das Wort, und entwirft ein furchtbares Gemählde von den Ruchlosigkeiten, welche das Haus des Atreus erfüllen sollen. Mit Lust wählt sie die grellsten Farben und häuft Bilder über Bilder auf. Tantalus bebt vor ihrem Gemählde zurück; er will in die Unterwelt zurückeilen; die Furie hält ihn auf. »Vorher verwirre dieses Haus, ruft sie ihm zu; erschüttere die Brust der Könige mit wüthender Unruhe.« Tantalus weigert sich; die Furie zwingt seinen Willen; er tritt in das Haus seines Enkels ein und thut, wie seine Führerinn verlangt. Auf diese Weise wird freylich die Wuth des Atreus vorbereitet und, wie Lessing bemerkt hat *b*), die Handlung durch den Prolog motivirt; aber wodurch wird denn dieser Prolog selbst motivirt? Was läßt sich bey dem Verfahren der Furie denken? Wie ist der Schatten des Tantalus im Stande, den Aufruhr in das Herz des Atreus zu werfen? Warum wird diese Handlung nicht lieber geradezu der Furie beygelegt, welche hierzu ohne

b) Theatralische Bibliothek. II. Stück. 100. S. Eine ähnliche Unwahrscheinlichkeit, als die welche hier gerügt wird, findet sich in dem wüthenden Herkules. Juno ruft gegen das Ende des Prologs die Furien gegen den Herkules an. Dieß ist gut und zweckmäßig. Aber warum verlangt sie selbst von den Furien ergriffen zu werden? „Damit der Alcide seiner Sinne beraubt werde, ruft sie aus, muß ich erst wüthen. Juno warum wüthest du noch nicht? Mich, mich, ihr Schwestern, treibt umher, mich treibt zum Wahnsinn.“

Zweifel mächtig genug war? Ich für meine Person weiß auf diese Fragen keine Antwort zu geben, welche den Dichter rechtfertigen könnte; aber ich sehe so viel ein, daß in dieser Erfindung des Seneca, einige rhetorische Vortheile, die sie gewährt, abgerechnet, ein sophistisches Raffinement liegt. Es war dem alles überspannenden Dichter nicht genug, daß Atreus unerhörte Verbrechen beging; der Enkel mußte sie auf Antrieb seines Großvaters thun.

Die Wirkung von dem Unternehmen der Furie zeigt sich im Anfange des zweyten Akts, wo die eigentliche Handlung ihren Anfang nimmt. Atreus tritt mit einem seiner Trabanten auf und spornt sich in einem Monolog zur Rache gegen Thyest, seinen Bruder, an. Der Zorn ist schon in dieser ersten Rede bis zum Wahnsinn getrieben, und nichts kann ihm Genüge thun als die schwärzesten Bosheiten. »Auf mein Geist, so ermahnt er sich selbst, beginne eine That, welche keine Nachwelt billige, aber keine Nachwelt vergesse. Wag' irgend eine greuelvolle, blutige Unthat, welche Thyest begangen zu haben wünschen darf! übertriff, um dich zu rächen, die Bosheit des Bruders!« Jetzt erinnert der Trabant den König an das Urtheil des Volks. Er verachtet es. »Der Pöbel muß die Handlungen seiner Beherrscher dulden und loben.« »Dieses Lob, versetzt jener, kömmt nur von den Lippen; wahrer Ruhm strömt aus den Herzen.« Auch hierauf hat Atreus eine epigrammatische Antwort:

wort: »Wahres Lob, versetzt er, trifft auch oft den gemeinen Mann; das falsche nur den Mächtigen. Das Volk muß wollen, was es nicht will.« Man muß gestehn, daß es eben nicht sehr schwer seyn würde, Gesinnungen darzustellen, wenn jeder Bösewicht so offen nur ohne alle Schaam zu Werke ginge.

Atreus kömmt endlich auf die Verbrechen zu reden, deren sich Thyest gegen ihn habe zu schulden kommen lassen. Die Aufzählung derselben ist zweckmäßig, aber mich dünkt, es hätte davon die Rede etwas früher seyn sollen. Hierauf hält Atreus mit seinem Begleiter Rath, wie Thyest bestraft werden müße. Er verwirft mehrere Vorschläge und läßt den Zuschauer in einer langen Ungewißheit, um endlich eine epigrammatische Wendung anzubringen. Zur Befriedigung seiner Rache will er sich weder des Schwerts, noch des Feuers, noch anderer Waffen, er will sich des Thyests selbst bedienen. Dieser Ausdruck ist glücklich; aber um seine ganze Wirkung zu thun, ist er zu absichtlich vorbereitet c).

c) V. 254.

SAT.

— Quid novi rabidus struis?

ATR.

Nil quod doloris capiat adsueti modum.
Nullum relinquam facinus et nullum est satis.

SAT.

Ferrum.

ATR.

Parum est.

Jetzt geräth Atreus in eine Art von Begeisterung, in welcher er die Idee des ungeheuern Verbrechens, das er verüben will, empfängt. Er erinnert sich der Rache, welche Prokne an ihrem treulosen Gemahl nahm; aber diese ist ihm nicht hinlänglich; er will original seyn *d*), Thyest soll seine Kinder zerfleischen und essen. Er beschließt daher, seine Söhne an Thyest abzusenden und ihn in sein Reich einladen zu lassen. Der Trabant widerräth dieses, damit er seine Kinder nicht an Betrug und List gewöhne. Man höre, was er hierauf zu antworten hat: »Wenn sie auch niemand anders die Wege des Betrugs und La-

---

SAT.

Quid ignis?

ATR.

Etiamnum parum est.

SAT.

Quonam ergo telo tantus utetur dolor?

ATR.

Ipso Thyeste.

Schon vorher hatte der Trabant den Tod durch das Schwert vorgeschlagen (V. 245. Ferro peremtus spiritum inimicum exspuat) Hierauf antwortet Atreus in dem Style der Tyrannen der Rednerschule:

De fine poenae loqueris, ego poenam volo.
Perimat tyrannus lenis; in regno meo
Mors impetratur.

d) Fateor immane est scelus, sed occupatum. Majus hoc aliquid dolor inveniat.

sters lehrte, so würden sie dieselben durch die Herrschaft lernen. Du fürchtest, sie möchten boshaft werden? Dazu sind sie gebohren.« Dann schwankt er einen Augenblick: ob er sie mit der Absicht ihrer Sendung bekannt machen soll? Die Berathschlagung, die er hierüber anstellt, verdient, ihrer charakteristischen Sonderbarkeit wegen, hier ausgezeichnet zu werden. »Was hab' ich nöthig, sagt er zu sich selbst, meine Söhne in dieses Verbrechen zu verwickeln? mein Haß soll sich durch mich selbst offenbaren. Aber deine Kraft, mein Geist, entschwindet dir; du trittst zurück! Wenn du die deinigen schonst, wirst du auch ihn schonen. Agamemnon soll meinen Plan unterstützen und soll es wissen; auch Menelaus soll es wissen. Dieses Verbrechen möge der Probierstein ihrer ungewißen Abkunft werden. Entziehn sie sich dem Kampfe, verweigern sie mir ihren Beystand in der Befriedigung meines Hasses, nennen sie ihn Oheim, so ist er ihr Vater. — Doch oft entdecken zitternde Mienen ein Geheimniß; und große Plane verrathen sich oft wider Willen. Sie sollen nicht wissen, welche That sie befördern helfen.«

Ist es nicht, als ob der Dichter seinem Atreus allen Witz und Scharfsinn aufbieten lasse, um sich, so lange er vor dem Publico stehr, recht frevelhaft und abscheulich darzustellen? Denn wozu anders könnten Stellen, wie diese, dienen sollen, an deren Ende die Handlung gerade so weit ist, als sie im An-

fange war? Sie ist aber eben so unnatürlich, als alles Vorhergehende; denn ein Gemüth, das mit großen Planen schwanger geht, nimmt sich keine Zeit so grillenhafte Nebenplane zu verfolgen und das Für und Wider mit einem solchen Aufwande von Scharfsinn abzuwägen.

Nachdem Atreus die zur Ausführung seines Planes nöthigen Anstalten getroffen hat, sehen wir, im Anfange des dritten Aktes, den Thyest nebst seinen Kindern auftreten. Er verabscheut den Atreus (V. 412.) und doch kehrt er zurück. Jetzt erst, da er an des gefürchteten Bruders Thüre steht, ist er ungewiß, ob er bleiben oder gehn soll. Er hält eine schöne Rede über die Glückseligkeit des niedern Standes, die aber hier ganz und gar nicht an ihrer Stelle steht *e*). Er beschreibt hierauf den Haß, welchen Atreus

e) Einige Stellen aus diesem Gemählde mögen zur Probe dienen, wie Seneca Gemeinplätze dieser Art ausführt:

— o quantum bonum est
Obstare nulli! capere securas dapes
Humi jacentem! scelera non intrant casas.
Tutusque mensa capitur angusta cibus.
Venenum in auro bibitur. Expertus loquor.
Non vertice alti montis impositam domum,
Et eminentem civitas humilis tremit;
Nec fulget altis splendidum tectis ebur;
Somnosque non defendit excubitor meos:
Non classibus piscamur, et retro mare
Iacta fugamus mole. — — —
Sed non timemur: tuta sine telo est domus.

gegen ihn hege, als unauslöschbar und unversöhnlich. „Ehe Atreus seinen Bruder liebte, sagt er unter andern, ehe werden die Wellen den Arktos netzen und die reißenden Wirbel des sicilischen Meeres stille stehn; ehe werden sich aus den jonischen Fluthen reife Saaten erheben, und die schwarze Nacht wird die Erde mit Licht überströmen. Ehe wird das Feuer mit dem Wasser, der Tod mit dem Leben, das Meer mit dem Sturme Freundschaft und Bündniß schließen.“ Alles dieses und mehrere Züge derselben Art, welche *in mehr als* Einer Rücksicht tadelhaft sind, weit entfernt, die Handlung wahrscheinlich zu machen, setzen nur die Unwahrscheinlichkeit derselben in ein desto helleres Licht. Es ist auch nicht Ein hinreichender Grund vorhanden, warum Thyest zu einem Bruder zurückkehrte, von dessen List und Rachsucht er selbst alles fürchtet; aber sehr viele, die ihn von Mycenä hätten entfernt halten sollen. Was soll man nun aber von der Beurtheilungskraft des Dichters sagen, der diese Gründe den Zuschauern selbst in die Hände giebt, indem er sie recht con amore ausmahlt?

Atreus erscheint und der Anblick Thyest's erfüllt sein Herz mit einer boshaften Freude. Eh' er ihn begrüßt und seinen Plan weiter verfolgt, hält er für nöthig, den Zustand seines Gemüths zu schildern. „Kaum hält sich mein Grimm zurück. Gleich dem Umbrischen Spürhunde, der am langen Riemen gefesselt, mit niedergedrückter Schnautze die Fährte des Wildes

verfolgt; von ferne wittert er den Eber, doch gehorcht er, und durchirrt mit stummen Rachen den Wald. Wenn er aber der Beute näher kömmt, strebt er mit der ganzen Kraft seines Nackens vorwärts, fordert winselnd seinen Gebieter auf und reißt sich mit Ungestüm los.« Dieses Gemählde ist ohne Zweifel sehr schön, wenn wir die Umstände vergessen, unter denen es entworfen, und die Person, in deren Phantasie es erzeugt seyn soll.

Thyest wird durch das Betragen seines Bruders getäuscht und der Mord seiner Kinder vollbracht. Ein Bothe erzählt dem Chore die That. In einem großen Theile dieser sehr ausführlichen Erzählung herrscht eine furchtbare Düsternheit, die aber eine noch weit größere Wirkung thun würde, wenn es der Dichter über sich hätte gewinnen können, das Detail seiner Mahlerey abzukürzen. Der Chor, welchem der Bothe ein unerhörtes Unglück angekündigt hat, wünscht schnell unterrichtet und aus seiner Ungewißheit gerissen zu seyn. (Effare ocyus) Der Bothe läßt sich diese Aufforderung nicht kümmern, sondern fängt seine Erzählung mit einer Beschreibung der Burg des Pelops an, in welcher dem Chore, das aus eingebohrnen Mycenäern besteht, schwerlich etwas neu seyn konnte; geht hierauf zu einer Schilderung der großen Halle fort, in welcher sogar die bunten Flecken der Marmorsäulen nicht vergessen werden, und verliert sich endlich in dem Gemählde eines Haynes, das al-

lein vierzig Zeilen einnimmt, und sich bis auf die Beschreibung einzelner Bäume ausdehnt *f*). Nach diesem langen Eingange kömmt er endlich auf die Erzählung der Handlung, welche der einzige Gegenstand seiner Rede hätte seyn sollen. In der Beschreibung des Mordes, bey welchem Atreus, ohne Zweifel aus einem Raffinement von Grausamkeit, die Gebräuche eines Opfers beobachtet, ist er nicht weniger ausführlich und reich an furchtbaren Schilderungen. Die Natur erbebt; aber Atreus bleibt unbewegt. Er geht *langsam* zu Werke, um die Lust der Bosheit länger zu genießen. Dieses ist wiederum einer von den zwecklosen Zügen, durch welche die Wuth des Atreus über alle Natur und Wahrscheinlichkeit hinausgetrieben wird. Atreus will sich wegen alter Beleidigungen an seinem Bruder rächen. Zu diesem Zwecke ist es genug, daß er die Söhne desselben ermorde. Was er mehr unternimmt, ist das Werk des Dichters und ein unglaubhafter Zusatz g).

f) Eine ähnliche Beschreibung des Haynes und Altares der Diana in einem Trauerspiele, vielleicht in einer Iphigenia, scheint Horaz vor Augen gehabt zu haben, wenn er in seiner Epistel an die Pisonen V. 14. sagt:

Inceptis gravibus plerumque et magna professis
Purpureus late qui splendeat unus et alter
Assuitur pannus; quum lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum aut pluvius describitur arcus.

g) Zwecklose Bosheit ist jedesmal unwahrscheinlich, weil sie gegen die Regel ist. Cicero in seiner Rede für den

In dem fünften Akte endlich zeigt sich die Phantasie des Dichters in Erfindung des Schrecklichen in ihrer größten Stärke. Thyest hat von dem Fleische seiner Kinder genossen, und Atreus geht in dem Gefühle der gelungnen That stolz einher *b*). Die Darstellung dieser Gefühle, wenn einmal solche Bosheit in einer menschlichen Brust wohnen soll, ist wohl gerathen und hat etwas von der Kraft des Aeschylus; wiewohl Aeschylus seine Gedanken weder so zerstückelt, noch so ausgesponnen haben würde. Um seine Freude ganz aus zu genießen, läßt Atreus die Thüren des Palastes öffnen, wo wir den Thyest, gesättigt und halb berauscht, an der Tafel sitzen sehn. Es ist unstreitig sehr schön und ein ächt tragischer Zug, daß Thyest, obgleich von der vollkommnen Versöhnung seines Bruders überzeugt, doch eine bange Ahndung in sich fühlt und an sein Glück nicht zu glauben wagt. »Warum o! Schmerz, sagt er zu sich selbst, warum

---

Roscius Amerinus c. 30. L. Cassius, ille, quem populus Romanus verissimum et sapientissimum judicem putabat, identidem in causis quaerere solebat, cui bono fuisset. Sic vita hominum est, ut ad maleficium nemo conetur sine spe atque emolumento accedere.

b) V. 885. Aequalis astris gradior, et cunctos super
Altum superbo vertice attingens polum.
Nunc decora regni teneo, nunc solum patris.
Dimitto superos: summa votorum attigi.
Ben est; abunde est; jam sat est etiam mihi.

verbietest du mir den festlichen Tag zu feyern? Warum erhebst du dich ohne Grund und füllst mein Auge mit Thränen? — Mein gesalbtes Haar sträubt sich unter geheimen Schauern, Thränen strömen über meine Wangen und Seufzer unterbrechen meine Worte. — Ach ich möchte in Klagen ausbrechen! Dieses purpurne Gewand möcht' ich zerreißen! Heulen möcht' ich und voll der Ahndung künftiger Leiden schon jetzt die Zeichen der Trauer nehmen« *i*).

Jetzt naht sich Atreus mit einem Becher voll Wein, unter welchen das Blut der Kinder Thyests gemischt ist. Er soll, sagt er, das Zeichen ihres Bundes seyn. Thyest freut sich dankbar, aber zum vollen Genuße seiner Freude fehlt ihm noch die Gegenwart seiner Kinder. Tückisch verspricht ihm Atreus, daß er bald ihr Antlitz sehen soll. Dieß ist ohne Zweifel eine höchst kühne, aber doch mehr gräßliche als tragische Situation *k*), deren Wirkung Seneca noch

i) Wahrscheinlich schwebte diese Stelle Göthen vor Augen, als er in seiner Iphigenia auf Tauris S. 24. schrieb:

Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Knaben fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.

k) In dem griechischen Trauerspiele, welches Seneca wahrscheinlich auch hier vor Augen gehabt hat, ist diese Situa-

überdieses durch seine unzeitige Geschwätzigkeit verdirbt. Als Thyest den Becher ergreift, umringen ihn furchtbare Anzeichen. Wie unschicklich ist es, daß Thyest dieselben beschreibt, wie unnütz ist überhaupt ihre ganze Erfindung! Denn wozu kann sie anders dienen, als die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, welche jetzt ganz allein auf die handelnden Personen gerichtet seyn sollte? Und ist nicht der Zustand, in welchem sich Atreus befindet, und der, welchem Thyest sich nähert, ein weit furchtbareres, ein weit interessanteres Meteor in der moralischen Welt, als alle Erscheinungen im Himmel und auf der Erde seyn konnten?

In der Rede des Thyest findet sich indeß ein vortreflicher Zug. Mitten unter den Wundern der bebenden Natur, ruft er, noch immer durch den Schein der Gesinnungen des Atreus getäuscht, aus: »Was der Himmel auch drohen mag, er schone nur meinen Bruder und meine Kinder!« (Quicquid est fratri, precor, natisque parcat.) Er betet für seinen Bruder, der ihm das Blut seiner Kinder reicht; für seine Kinder, mit deren Fleische er sich gesättigt hat.

Erst nachdem er getrunken hat, erfährt Thyest die That seines Bruders. Sein erstes Wort bey dem

tion schwerlich auf die Bühne gebracht worden. Man wird da weder den Thyest an der Tafel, noch den Atreus mit dem schaudervollen Becher in der Hand gesehen haben; alles dieses wurde, wenn ich anders das Verfahren der griechischen Tragiker kenne, durch einen ἄγγελος erzählt.

Anblicke der Häupter seiner erschlagnen Kinder, ist ein glücklicher Zug: Agnosco fratrem! aber alles was bis zum Ende des Stückes folgt, ist nichts weiter als Declamation. Thyest kocht von rhetorischen Phrasen über, die in einer solchen Situation, nach einem solchen Schlage, eine schlechte Wirkung thun. Er hat noch Muße genug, witzige Antithesen zu finden und Tiraden herzusagen. Manches davon ist in einem hohen Grade geschmacklos. »Mein Innerstes, sagt er unter andern, kehrt sich um, die verruchte Nahrung kämpft und sucht einen Ausgang. Gieb mir, o Bruder, das Schwert, an dem so viel von meinem Blute klebt. Mit diesem Schwerte will ich meinen Kindern einen Weg zur Flucht bahnen. Du versagst mir das Schwert? So mag die Brust von den Schlägen der Faust ertönen. Doch nein! halte deine Faust zurück, Unglücklicher, und schone den Schatten deiner Kinder. Wer hat noch je ein solches Verbrechen gesehn? Welcher Heniocher, der auf des unwirthbaren Caucasus rauhen Felsen wohnt? welcher Prokrustes, des cekropischen Landes Schrecken? Siehe, ich, der Vater drücke die Söhne und werde von den Söhnen gedrückt. (genitor en gnatos premo, premorque gnatis.)

So wie dieser Thyest, so sind die meisten Tragödien des Seneca eingerichtet. Alles ist darauf angelegt, ausführliche Beschreibungen und Reden zu veranlassen. Den ganzen vierten Akt der Medea nimmt die Beschreibung des Zaubers ein, durch welchen Creusa

zu Grunde gerichtet werden soll, und ein Theil dieser Beschreibung ist im höchsten Grade abentheuerlich. Nachdem z. B. Medea eine Schaar von Schlangen durch ihre Zauberformeln um sich versammelt hat, ruft sie aus: »Zu klein sind die Uebel und zu schlecht die Waffen, welche der Schoos der Erde erzeugt. Von dem Himmel herab will ich meinen Gift holen. Jetzt ist es Zeit ein Unternehmen zu wagen, das über alles gewöhnliche hinausgeht. Zu mir herab steige die Schlange, die sich dort einem breiten Strome gleich windet, deren ungeheure Krümmungen der große und kleine Bär fühlt. — Ophiuchus öffne endlich einmal die pressenden Fäuste und lasse dem Gifte freyen Lauf. Auf mein Geheiß nähere sich Python, der die verschwisterten Gottheiten zu verletzen wagte, und die Hyder, und jede von Herkules Schwerte abgehauene Schlange kehre zurück.« In demselben Trauerspiele wiederholt Medea, recht mit Wohlgefallen, die Geschichte ihrer Verbrechen, bald mit größerer, bald mit geringerer Ausführlichkeit, bald um sich zu rechtfertigen, bald um zu prahlen, bald um sich zu neuen Verbrechen aufzumuntern. So sind ebenfalls in den Trojanerinnen die üppigsten Beschreibungen ohne alle Ueberlegung gehäuft *l*). Nichts kann überladner seyn,

l) Um diesem Hange zu Beschreibungen Genüge zu leisten, läßt Seneca bisweilen seine Personen in wahre Ungereimtheiten verfallen. Nachdem Megara in dem wüthenden Herkules die Thaten ihres Gemahls erzählt,

als die Erzählung, welche Talthybius in diesem Trauerspiele von der Erscheinung des Achilles auf seinem Grabe macht, und einer andern von dem Tode des Astyanax. Der Dichter ist hier nicht zufrieden, das Zusammenlaufen des Volkes überhaupt zu schildern; er muß alles bis auf die kleinsten Umstände ausmahlen. »Ein Theil des Volks, heißt es, blickt von einer Anhöhe herab; ein anderer von einem hohen Felsen, über dessen Gipfel sich der neugierige Haufe,

---

nachdem sie gehofft hat, er werde einen Weg zu der Oberwelt finden oder bahnen, wobey sie sich jener That erinnert, als er, um dem Peneus einen Weg zu öffnen, die thessalischen Gebirge sprengte, bezeigt sie sich nicht nur gegen die Tröstungen des Amphitryon ungläubig, sondern sagt sogar:

Demersus ac defossus et toto insuper
Oppressus orbe, quam viam ad superos habet?

damit Amphitryon wiederum einige der glorreichen Thaten seines Sohnes erwähnen möge. — Nachdem Herkules aus der Unterwelt an das Licht gekommen ist, und den Lycus zu strafen geht, bleibt Amphitryon mit dem Theseus auf der Bühne zurück und läßt sich eine ungeheure Beschreibung der Unterwelt machen. Er ist also nebst der übrigen Familie des Herkules nicht nur über den Ausgang der Handlung unbekümmert, welches als ein Beweiß seines Vertrauens auf die Unbesieglichkeit des Herkules betrachtet werden könnte, sondern auch das Vorhergehende hat keinen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen. Ohne Zweifel sollte Freude, Rührung, Entzücken über den plötzlichen Umschwung der Begebenheiten die Familie des Herkules beschäftigen, nicht eitle Neugierde.

auf den Zehen schwebend, herüber beugt; den einen trägt eine Fichte, den andern ein Lorbeerbaum, den dritten eine Buche, und der ganze Wald zittert unter der Last des schwebenden Volks.« Mit diesem Zuge hofft man vergebens die zwecklose Beschreibung geendigt zu sehn. Der Dichter, welcher seiner Einbildungskraft kein Ziel zu stecken weiß, hebt von neuem an: »Einer ersteigt den Gipfel eines steilen Felsen; ein andrer drückt ein halb verbranntes Dach oder eine hervorragende Zinne der sinkenden Mauer; einer sogar, o Frevel! setzte sich auf den Grabhügel des Hektor.« Auf dieselbe Weise sind fast alle Beschreibungen in diesem Trauerspiele ausgesponnen.

Ohne Zweifel kann auch der große dramatische Dichter durch die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft in den Beschreibungen bisweilen zu weit geführt und verleitet werden, dieselben mit einem überflüßigen und unzweckmäßigen Schmucke auszusteuern; obschon das große d r a m a t i s c h e Genie, wenn es frey und unverführt von fehlerhaften Mustern dichtet, vielleicht am seltensten in d i e s e n Fehler gerathen wird. Aber ein Dichter, welcher ohn' Unterlaß auf dieser Seite fehlt, diesem Fehler entgegen geht und seinen Ruhm in denselben setzt, kann wenigstens auf den Namen eines dramatischen Genies keinen gegründeten Anspruch machen. Es giebt einige Gattungen der Poesie, in denen sich ein gewißer Mangel an Beurtheilungskraft den stumpfern Blicken verbergen kann; in der drama-

tischen ist ein Versehn dieser Art durch keinen Aufwand der Einbildungskraft gut zu machen.

So üppig sich der Dichter in seinen Beschreibungen zeigt, eben so unerschöpflich und ermüdend zeigt er sich in dem Gebrauche der Sentenzen. Hiezu hatte die griechische Tragödie, vornemlich aber Euripides, das Beyspiel gegeben, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dichter bisweilen den Ruhm eines vollendeten Tragikers dem Ruhme eines philosophischen Beobachters des menschlichen Lebens nachgesetzt habe. Aber es herrscht ein eben so großer Unterschied zwischen den Sentenzen des Seneca und des Euripides, als zwischen der Art der Charaktere, welche sie aufführen, und der ganzen Manier ihres Vortrages. Der letztere ist meistentheils in seinen philosophischen Bemerkungen ziemlich ausführlich und sie tragen, so wie viele seiner Reden, den Charakter einer anmuthsvollen Geschwätzigkeit, ohne Anspruch und Pomp. Bey dem Seneca hingegen sind sie mit einem starken Gepräge stoischen Stolzes bezeichnet, welches zum Theil aus der Kürze des Ausdrucks entspringt, zum Theil auch daher, daß die redenden Personen, statt ihre Meynung in dem concreten Falle zu äußern, lieber eine allgemeine Maxime ihrer Handlungsweise aufstellen, gleichsam als ob sie insgesammt gewohnt wären, alle ihre Handlungen auf Grundsätze zurückzuführen und dieselben in jedem einzelnen Falle unveränderlich vor Augen zu haben. Wenn also z. B. Lycus, der Räu-

der eines Thrones, die Unsicherheit seines Besitzes fürchtet, und dieses zu einem Motiv nimmt, die Hand der Megara zu suchen, stellt er Betrachtungen über seine Herkunft und die Ungewißheit eines erbeuteten Besitzthums an:

— qui genus jactat suum
Aliena laudat: Rapta sed trepida manu
Sceptra obtinentur: omnis in ferro est salus.
Quod civibus tenere te invitis scias
Strictus tuetur ensis. alieno in loco
Haud stabile regnum est. —

Dann fürchtet er wegen seiner Verbindung mit der Megara Haß; aber sogleich stärkt er sich durch eine Maxime der Tyranney:

Ars prima regni posse te invidiam pati.

Bisweilen spinnt er einen ganzen Dialog durch Sentenzen fort. In dem Agamemnon beschließt Clytämnestra sich dem Zufalle zu überlassen. Ihre Amme mißbilligt diesen Entschluß:

Coeca est temeritas, quae petit casum ducem.

Clyt.

Cui ultima est fortuna, quid dubiam timet?

Nutr.

Tuta est latetque culpa, si pateris tua.

Clyt.

Perlucet omne regiae vitium domus

Nutr.

Nutr.

Piget prioris et novum crimen struis?

Clyt.

Res est profecto stulta nequitiae modus.

Nutr.

Quod metuit, auget, qui scelus scelere obruit.

Clyt.

Et ferrum et ignis saepe medicinae loco est.

Nutr.

Extrema primo nemo tentavit loco.

Clyt.

Rapienda rebus in malis praeceps via est.

Wenn wir aber auch die Tragödien des Seneca nur als Uebungsstücke eines Rhetors betrachten, welcher, ohne Rücksicht auf die unzählbaren Forderungen der dramatischen Poesie, einzelne Situationen zu bearbeiten unternimmt, so ist doch, bey einer unpartheyischen Prüfung, gar nicht zu verkennen, daß er von der Begierde, eine glänzende Einbildungskraft und einen unerschöpflichen Witz zu zeigen, gleichsam gefoltert, des Guten jederzeit zu viel thut, und, so wie er in der Rednerschule mochte angewiesen worden seyn, jede Idee von allen Seiten zeigt, jedes Bild ausspinnt und nichts, durchaus nichts zurückbehält, was ihm über einen Gegenstand beyfallen mochte. Wenn z. B. Tantalus bey Anhörung der Verbrechen,

die seiner Familie zu begehen bestimmt ist, erschrickt, sich aufmacht, um zu dem Acheron zurückzueilen, und die Furie ihn fragt: wohin er gedenke? konnte er antworten, zu meinen gewohnten Qualen; und mit diesen wenigen Worten war alles gesagt. Aber dieser Schriftsteller, welcher eine so große Kürze im Ausdruck affektirt, liebt die Kürze in den Gedanken keineswegs, und er ist nicht eher zufrieden, bis er den allgemeinen Ausdruck zergliedert und die Qualen des Tantalus einzeln geschildert hat. Dabey bleibt er nicht stehen. Tantalus muß glauben, die Bewohner der Unterwelt wieder zu sehn. Er will den Genossen seiner Leiden zurufen, er will sie seine Stimme vernehmen lassen. Seneca würde seine Pflicht nur halb gethan zu haben glauben, wenn er jene Genossen nicht aufzählte und ihre Leiden beschriebe.

Die Beyspiele dieser poetischen Amplificationen sind so zahlreich, daß ich nicht zu irren glaube, wenn ich behaupte, daß zwey Drittheile dieser Tragödien nichts anders enthalten. Sie sind es, welche das Große in ihnen vernichten und die erhabensten Gedanken, durch eine ängstliche Auseinandersetzung ihrer Theile, bis zu den gemeinsten herabwürdigen *m*). Der

m) Johnson schildert diesen Fehler und seine Wirkungen vortreflich in dem Leben von Cowley. (Lives of English poets. T. I. S. 68.) The fault of Cowley and perhaps of all the writers of the metaphysical race, is that of pursuing his thoughts to their last ramifications, by which he loses

Dichter führt seine Leser immer einen so langen Weg, daß alle Blumen, mit denen er ihn immer bestreuen mag, sie doch nicht vor Ermüdung sichern, und daß sie gähnen, indem sie die Fruchtbarkeit seines Witzes bewundern *n*).

the grandeur of generality; for of the greatest things the parts are little; what is little can be but pretty, and by claiming dignity becomes ridiculous. Thus all the power of description is destroyed by a scrupulous enumeration; and the force of methaphors is lost, when the mind by the mention of particulars is turned more upon the original than the secondary sense, more upon that from which the illustration is drawn than tho which it is applied. Kein Stück bietet einen so auffallenden Beweiß dar, wie weit Seneca in der Bemühung einen Gedanken zu erweitern gegangen sey, als das Bruchstück der Thebais, deren erster Akt, in dreyhundert Versen, nicht mehr als zwey Gedanken enthält. Oedipus will sagen, daß er den Tod suche, weil ihm das Leben eine Last sey; und Antigone versichert dagegen, daß sie ihn selbst im Tode nicht verlassen werde.

n) Eine einzige Vergleichung kann diese Behauptung in ihr hellstes Licht setzen. In den Trachinierinnen des Sophokles sagt Dejanira V. 547. „Jolens Jugend geht noch ihrer Blüthe entgegen, die meinige welkt. Jene wünscht das Auge zu genießen, von dieser wendet es sich weg.“ Ohne Zweifel hat Seneca diese Stelle vor Augen gehabt, wenn er die Dejanira in dem Hercules Oetaeus V. 380. sagen läßt:

Vt alta sylvas forma vernantes alit,
Quas nemore nudo primus investit tepor;
At quum solutos expulit Boreas Notos,
Et saeva totas bruma decussit comas,

Da die Fruchtbarkeit und der Reichthum, welchen Seneca zu zeigen bemüht ist, nicht von dem Gefühle des Schicklichen begleitet wird, welches nur da entstehen kann, wo sich der Dichter in die Lage der Personen, welche er aufführt, zu versetzen und in ihren Charakter zu verwandeln weiß, so ist es nicht zu verwundern, daß bey ihm Größe in Schwulst und Fruchtbarkeit in Ueppigkeit ausarte. Indessen ist es auf der andern Seite unverkennbar, daß wir der ununterbrochnen rhetorischen Anstrengung und dem unablässigen Streben nach dem Ueberraschenden, Glänzenden und Neuen, eine bedeutende Anzahl schöner Gemählde, erhabner Sentenzen und glücklicher Ausdrücke zu danken haben. Aber allzuoft steht das Fehlerhafte und das Schöne so nahe bey einander, daß das eine fast nur mit Mühe von dem andern geschieden werden

---

Deforme solis adspicis truncis nemus:
Sic nostra longum forma praecurrens iter,
Deperdit aliquid semper et fulget minus,
Nec illa Venus est. Quidquid in nobis fuit
Olim petitum, cecidit et partu labat;
Materque multum rapuit ex illo mihi.
Aetas citato senior eripuit gradu.
Vides, ut altum famula (Jole) non perdat decus?
Cessere cultus penitus, et paedor sedet;
Tamen per ipsas fulgat aerumnas decor,
Nihilque ab illa casus et fatum grave
Nisi regna traxit. Hic meum pectus timor,
Altrix lacessit, —

kann, und bald dieses von jenem verdunkelt, bald aber auch das Tadelnswürdige von dem Schönen mit einem unverdienten Glanze beleuchtet wird.

Es ist zum Beyspiel sinnreich und überraschend, wenn Juno, auf den siegreichen Herkules zürnend, sagt:

Superat et crescit malis,
Iraque nostra fruitur: in laudes suas
Mea vertit odia; dum nimis saeva impero
Patrem probavi: gloriae feci locum.

ob gleich schon auch hier ein und derselbe Gedanke zu oft gewendet und wiederholt wird. Aber dieß würde man sich noch gerne gefallen lassen, wenn er sich nur hier ein Ziel gesetzt hätte. Nun ist aber der größte Theil des Prologs der Juno nichts weiter als eine Ausführung desselben Gedankens, als ob sie ein Vergnügen daran fände, sich ihren Feind so groß, so mächtig und unbesieglich als möglich vorzustellen. Ausnehmend glücklich aber ist Seneca in gewißen kurzen, vielbedeutenden Antworten, die oft nur in einem einzelnen Worte bestehn, und, so wie der bekannte Laconismus, meistentheils dazu dienen, ein stolzes, über die Umstände erhabnes Gemüth zu zeigen. Die Griechen, welche an der Darstellung des spartanischen Stolzes kein Vergnügen gefunden haben, kennen auch diese kurzen Reden nicht; aber auf das tragische Theater der Neuern sind sie, so wie vieles andre, aus dem

Seneca übergegangen. Ein Beyspiel dieser Art ist das oben angeführte Agnosco fratrem des Thyest. In dem wüthenden Herkules bietet Lycus der Megara seine Hand an; sie schlägt sie aus. »Sprich, sagt er, welches Geschenk dir aus meiner Hand angenehmer seyn würde, als diese Verbindung?« Der Tod! antwortet sie. In der Medea geht die verlaßne Gattinn des Jason bey sich zu Rathe, wie sie sich an ihrem treulosen Gemahle zu rächen habe. Ihre Einbildungskraft durchläuft mancherley Arten von Strafen: »Dürftig, verhaßt und furchtsam müße er durch unbekannte Städte irren. Mich müsse er zurückwünschen und seine Kinder mögen ihm, mögen mir ähnlich werden. Hier, hier ist der Weg zur Rache; Jason hat Kinder.« Dieser letzte Zug ist unvergleichlich; aber das was vorhergeht ist eitle Declamation. Eine Frau, welche sich über die Untreue ihres Gemahls beklagt, darf sich nicht als ein Muster der Bosheit aufstellen. — Ein vortreflicher Ausdruck voll Kühnheit und Zuversicht findet sich in dem zweyten Akt. Medeens Vertraute will sie durch die Vorstellung ihrer Hülflosigkeit zur Duldsamkeit und Ertragung des Unrechts bewegen. »Es bleibt dir nichts zu hoffen übrig, sagt sie unter andern; die Colchier sind fern; dein Gemahl ist treulos und von aller deiner Macht ist dir nichts mehr übrig.« Medea superest; antwortet sie. Dieß ist schön, aber der Dichter hätte es dabey sollen bewenden lassen. Das was noch hinzu gesetzt wird: »Hier siehst du Meer und Länder, Feuer und

Schwert, Götter und Blitze« schwächt den Gedanken, indem es ihn verstärken soll. Einen ähnlichen kurzen Ausdruck finde ich in dem Hippolytus. Als Theseus aus der Unterwelt zurück kehrt, bittet ihn Phädra, in der Absicht ihren Stiefsohn zu verläumden, um die Erlaubniß, sich zu tödten. Theseus fragt: welches Verbrechen sie mit dem Tode zu büßen habe? »Mein Leben« antwortet sie. Dieß ist sehr gesucht und könnte vielleicht nur durch die Bemerkung gerechtfertigt werden, daß Phädra eine studierte Rolle spielt. Doch dünkt mich diese Rechtfertigung selbst allzugesucht.

So häufig bey unserm Dichter diejenigen Stellen sind, in denen sich ein außerordentlicher Muth, große Erdultsamkeit, frevelhafte Kühnheit, Rachsucht, Selbstgenügsamkeit und alle die Leidenschaften äußern, die den Geist erheben und spannen, und also auch durch Spannung des Geistes einigermaßen nachgebildet werden können, so selten sind diejenigen, in denen sich Züge eines sanften Herzens, stiller Ergebung, der Zärtlichkeit und Liebe zeigen. Auf Dinge dieser Art konnte ein Dichter wie Seneca, bey den Zwecken, die er verfolgte und dem Tone, welchen er einmal in seinen Tragödien angestimmt hatte, natürlicherweise nicht oft kommen.

Indessen will ich einige solche Stellen anführen, die wie einzelne Sterne an diesem düstern Himmel funkeln. Als Phädra die Nachricht von dem Tode des Hippolytus vernimmt, beschließt sie zu sterben und

ruft in ihrer letzten Rede aus: »Ach wohin ist deine Schönheit entflohn? wohin ist das Licht deiner Augen, der Leitstern meines Herzens, entschwunden? Du liegst entseelt! Ach kehre nur einen Augenblick zurück und vernimm meine Worte! Kein unehrbares Wort soll deine Ohren treffen! Diese Hand soll dich rächen; dieser Dolch soll mein strafbares Herz durchbohren! Dir will ich durch die Fluthen, dir durch die Seen des Tartarus, dir will ich durch den Styx und die feurigen Wellen folgen.« (V. 1173.) In den Trojanerinnen heißt es bey der Beschreibung des Leichenzuges der Polyxena: »Das Volk sieht staunend zu; die einen rührt der Adel ihrer Gestalt, die andern ihre zarte Jugend; andre der Wechsel des Glücks. Aber alle rührte der hohe Muth, mit welchem sie dem Tode entgegen ging. Sie eilte vor dem Pyrrhus her und alle Herzen zitterten vor Bewundrung und Mitleiden.« (V. 1143.)

Da es billig ist, alles Schöne, was sich an einem sonst tadelhaften Kunstwerke findet, anzumerken, eben darum, damit es nicht mit dem Tadelhaften vermischt und verworfen werde, will ich hier zwey Scenen anführen, in denen Seneca mehr dramatisches Talent als gewöhnlich zeigt. Die Scenen scheinen von ihm selbst erfunden und angelegt zu seyn. Sie zeigen, was dieser Dichter in einem andern Zeitalter und bey einer andern Richtung des Geschmacks vielleicht geleistet haben würde.

Die eine derselben ist in dem Hippolytus. Phädra will einen Versuch wagen, was sie über das unempfindliche Herz ihres Sohnes ausrichten könne. Sie nähert sich ihm und bittet um ein geheimes Gehör. Er antwortet ihr geneigt und nennt sie Mutter. Phädra erwiedert hierauf:

Matris ſuperbum eſt nomen et nimium potens;
Noſtros humilius nomen affectus decet.
Me vel ſororem, Hippolyte, vel famulam voca:
Famulamque potius: omne ſervitium feram. —

Dieses ist sehr schön und der Natur auf das vollkommenste angemessen; aber was der Dichter hinzusetzt, verdirbt die schöne Simplicität dieser Rede durch unnützen und frostigen Pomp. Phädra nähert sich ihrem Zwecke; sie bittet den Hippolytus um seinen Schutz, weil sie sich als Wittwe betrachte und die Rückkehr des Theseus aus der Unterwelt für unmöglich halte. Hippolytus verspricht ihr alles zu leisten, was seine Pflicht fordere, und bedient sich des Ausdrucks: Er wolle die Stelle seines Vaters bey ihr vertreten. Dieser Ausdruck bringt das Gemüth der Phädra in Aufruhr und sie hält kaum ihr Geständniß zurück. Hippolytus begreift sie nicht. Sie schildert die Flammen ihrer Liebe zu ihm und er glaubt, sie spreche von ihrer Liebe zum Theseus. »Ja, Hippolytus, ruft sie aus, so ist es; ich liebe die Züge des Theseus;

die Züge, die er als Knabe trug, als das erste Haar sein glattes Kinn beschattete, als er zu des Gnossischen Ungeheuers labyrinthischen Wohnungen kam. Wie strahlend erschien er mir damals! Sein Haar war mit Binden umwunden und seine zarten Wangen färbte die Schaam. Starke Muskeln erhoben sich auf seinem jugendlichen Arme; ihn schmückte die Schönheit deiner Diana, oder meines Phöbus, oder vielmehr die deinige. Ja, so war er, so wie du war er, als er mein Herz gewann; so hoch trug er sein Haupt; nur strahlt in dir noch mehr die ungeschminkte Schönheit. In dir ist dein Vater wiedergebohren; aber mit seiner Gestalt mischt sich ein Theil der Schönheit deiner tapfern Mutter, und in griechischen Zügen zeigt sich scythischer Ernst. Hättest du mit deinem Vater das cretensische Meer beschifft, so würde dir meine Schwester die Fäden gesponnen haben. O meine Schwester, in welcher Gegend des Himmels du leuchten magst, dich rufe ich zum Beystand an! Unsre Sache ist die nemliche. Ein Geschlecht hat das Herz zweyer Schwestern entglüht; dich besiegte der Vater, mich der Sohn. — Siehe hier liegt die Tochter eines Königes zu deinen Füßen; noch ist ihre Tugend unbefleckt; ihr Herz ist unschuldig und rein. Nur um deinetwillen ändert sie sich und läßt sich zu Bitten herab. Dieser Tag wird mein Leiden oder mein Leben enden. Habe Mitleiden mit der, die dich liebt.« — Diese Rede, in welcher die Liebe eine so unvergleichliche

Wendung nimmt, ist zwar etwas lang; aber die Absicht der Phädra erlaubt keine Eile; sie muß die Erklärung, die sie zu thun zittert, langsam vorbereiten, und auch so vorbereitet, wird sie den strengen Jüngling noch genug überraschen *).

Die zweyte Scene, deren ich erwähnen will, ist in den Trojanerinnen. Andromache, durch einen Traum geängstigt, fürchtet für ihren Sohn und verbirgt ihn in dem Grabmale seines Vaters. Dieß ist aber kaum geschehn, als ihr Ulysses den Entschluß der Griechen meldet, den Sprößling des Herkules ihren Besorgnißen aufzuopfern. Andromache stellt sich, den Aufenthalt ihres Sohnes nicht zu wissen. Ulyß ahndet eine List, und dringt in die zitternde Mutter, die nun behauptet, Astyanax lebe nicht mehr. Schon ist Ulysses im Begriff sich zu entfernen, als er bemerkt, daß Andromache mehr fürchtet, als trauert. Er kehrt zurück. „Andre Eltern, ruft er ihr zu, muß man in ihrer Traurigkeit trösten, dir, Unglückliche, muß ich Glück wünschen, daß du deinen Sohn verlohren hast. Denn wisse, ihn erwartete der schreck-

*) Einen Theil dieser Scene hat Racine in die 5. Sc. des II. Akts seiner Phèdre übergetragen, aber er hat, meinem Gefühl nach, die Kraft derselben geschwächt, indem er der Phädra mehr List als Leidenschaft leiht, während sie beym Seneca mehr von der Leidenschaft hingerissen wird. Von den Wendungen, welche Phädra im Anfange des Auftritts beym Seneca nimmt, um ihre Liebe errathen zu lassen, hat Racine gar keinen Gebrauch gemacht.

liche Tod, von jenem einsamen Thurme der Mauer herabgestürzt zu werden.« Andromache erbebt bey diesen Worten und ihr Schrecken bestätigt Ulyssens Vermuthungen. Er ruft seinen Gefährten zu, den verborgnen Astyanax an das Licht zu ziehn; er giebt endlich vor, daß, wenn Astyanax wirklich nicht mehr lebe, die Götter nicht anders versöhnt werden könnten, als wenn man das Grab des Hektor der Erde gleich mache und seinen Staub in die Luft streue. Die von allen Seiten in Furcht gesetzte, geängstigte Mutter, entschließt sich endlich nach einem langen Kampfe *p*) ihren Sohn aus seiner Verborgenheit an das Licht zu ziehn. Sie hofft Ulyssens Herz zu erweichen; das Flehen des Kindes vereinigt sich mit dem ihrigen; umsonst, es ist zum Opfer bestimmt.

Denjenigen, welche die Werke der griechischen Tragiker kennen, kann es nicht unbemerkt bleiben, daß diese Situationen keineswegs in dem Geiste der alten Tragödie gedichtet sind. Ich bin weit entfernt,

p) Dieser Kampf ist ohne Zweifel zu lang ausgesponnen und, was noch schlimmer ist, er dreht sich um eine unrichtige Angel. Da Ulysses das Grab des Hektor, in welchem Astyanax versteckt ist, zu zerstören droht, so mußte Andromachen nothwendig einfallen, daß eben dadurch ihr Sohn zu Grunde gerichtet werden würde. Astyanax ist also unvermeidlich verlohren, aber Hektors Asche kann gerettet werden. Hieran aber scheint Andromache nicht zu denken, sondern der lange Monolog, vom 642. Verse an, dreht sich um die Alternative, ob sie ihren Sohn oder die Asche ihres Gemahls aufopfern solle.

sie deshalb tadeln zu wollen; ich erkläre vielmehr ausdrücklich, daß ich sie für schön halte; aber es ist nöthig hier anzumerken, daß auch ihnen das charakteristische Gepräge des Seneca, aber des Seneca in seinen glücklichsten Augenblicken, aufgedrückt ist; nicht blos in den einzelnen Theilen, den Gedanken und ihrer Ausführung; sondern in der ganzen Erfindung und Anlage. Die Wendung, mit welcher Phädra dem Hippolytus ihre Liebe erklärt; und die, mit welcher Ulysses der Andromache ein Geständniß abdringt, ist so künstlich und fein, daß sie, bey der Beschaffenheit der Muster, welche Seneca vor Augen hatte, offenbar nur von einem Dichter gefunden werden konnte, welcher, mit Verschmähung der gewohnten Pfade, auf das Neue und Ueberraschende ausging.

Wenn ich noch einen Blick auf die dem Seneca beygelegten Tragödien und den in dieser Kritik derselben zurückgelegten Weg werfe, so glaube ich folgende Resultate ziehen zu können. Diese Trauerspiele sind den griechischen Tragödien, welchen sie nachgearbeitet sind, keineswegs an die Seite zu stellen; ja sie können nicht einmal als glückliche Nachahmungen derselben angesehn, oder dem dramatischen Dichter als Muster empfohlen werden *q*). Ihr Verfasser besaß

q) Wenn Corneille, Racine und unser Weiße einzelne Scenen und Ideen dieses Dichters mit Glück in ihre Werke übergetragen haben, so spricht dieß nicht gegen obigen Satz. Ein Mann von Genie und geprüftem Geschmacke mag überall

mehr Einbildungskraft als Beurtheilungskraft; mehr Geist als Geschmack, und weit mehr Bestreben zu gefallen, als wahre poetische Begeisterung. Das wahre dramatische Genie muß man ihm absprechen; denn obgleich einzelne Situationen, einzelne Züge und Ausdrücke wohl gerathen sind, und dem Dichter besonders eine gewiße tragische Düsterheit in den Beschreibungen gut gelingt, so vermissen wir doch in ihm jene schöpferische Kraft, welche eine Handlung als ein einziges, in allen seinen Theilen fest verbundenes Ganze faßt und darstellt, mannichfaltige Charaktere empfängt und ründet, und Situationen schafft, in denen sich dieselben mit Wahrheit, Gleichförmigkeit und Kraft entwickeln. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser dieser Tragödien, dieselben nicht für das Theater bestimmt, sondern die dramatische Form als ein bequemes Mittel für rhetorische Uebungen betrachtet habe; wenigstens ist es ganz gewiß, daß er mehr rhetorische als tragische Zwecke verfolgt, und die Aufmerksamkeit mehr auf sein eignes Talent, als auf die

etwas finden, das er sich zueignen und zu seinem Vortheil verwenden kann. Daß es viel Schönes und des Aufbewahrens Würdiges beym Seneca gebe, wird nicht geleugnet; aber die Kunst ist, es herauszufinden; bey musterhaften Werken aber, soll das Schöne nicht mühsam gesucht werden müssen, sondern als herrschend leicht erkannt werden können. Uebrigens hat auch in der That das Studium des Seneca der neuern Tragödie eine Spannung und eine Richtung zur Declamation gegeben, die ihre Vollkommenheit wenigstens nicht befördert hat.

Umstände der handelnden Personen zu richten gesucht hat. Diesen Absichten gemäß scheint die Handlung vornehmlich darauf eingerichtet, Gelegenheit zu ausführlichen Reden, Denksprüchen und Beschreibungen herbeyzuführen. In den letztern insonderheit zeigt sich das eigenthümliche Talent des Seneca in seinem vollsten Glanze; wiewohl er auch hier, durch das Bestreben, seinen Reichthum nicht im Ganzen, sondern im Einzelnen zu zeigen, die Wirkung des Großen und Schauderhaften merklich schwächt. Da nun aber der rhetorische Geist immer zu Uebertreibungen geneigt ist, und ganz besonders in dem Zeitalter des Seneca eine Richtung nach Schwulst und frostiger Größe bekommen hatte, so läßt sich aus jenem Gesichtspunkte ferner die Wahl der Charaktere und die Darstellungsart ihrer Gesinnungen ohne Mühe erklären. Es ist begreiflich, warum dieser Dichter keine Art von Charakteren häufiger schildert als die stolzen, und keine Leidenschaft lieber mahlt als die Wuth, und daß er sich hierzu immer der grellsten Farben bedient. Da es ihm um die tragische Wirkung wenig zu thun war, so sucht er, unbekümmert um Haltung und die allmählige Steigerung des Affektes, gleich bey Eröffnung der Handlung, den Leser mit Staunen zu erfüllen, und er fängt oft mit schäumender Leidenschaft an. Durchaus herrscht der höchste Pomp der Sprache, welche der Aufmerksamkeit keine Erholung verstattet, oft wirklich erhaben ist, aber auch nicht selten in abentheuerlichen Schwulst

ausartet. Wenn irgend etwas von diesem Dichter zu lernen ist, so sind es die rhetorischen Kunstgriffe, mit denen er jedes Bild, jeden Gedanken in seine kleinsten Theile zu spalten und von allen Seiten zu zeigen versteht; aber man kann zu gleicher Zeit bey ihm lernen, wie gefährlich die Ausübung dieser Kunstgriffe, vorzüglich für den dramatischen Dichter ist. Denn nicht leicht wird ein Dichter so viele Beyspiele einer zweckwidrigen Ausführlichkeit darbieten; und keiner hat durch diesen Fehler so oft die wahren Schönheiten, die er wohl zu finden, aber nicht mit weiser Sparsamkeit zu benutzen verstand, in seinen Werken verdunkelt.

Mit diesem Urtheile, welches eine aufmerksame Betrachtung der dem Seneca beygelegten Tragödien an die Hand gegeben hat, stimmt, so weit dieses die Verschiedenheit der Gegenstände erlaubt, das Urtheil überein, welches Quintilian vornemlich über die Prosa des Seneca fällt, und womit ich diese Charakteristik beschließen will: (Instit. L. X. 1. 125.) Multae in eo claraeque sententiae, multa etiam morum gratia legenda: sed in eloquendo corrupta pleraque, atque eo perniciosissima, quod abundant dulcibus vitiis. Velles eum suo ingenio dixisse, alieno judicio. Nam si aliqua contemsisset, si parum concupisset, si non omnia sua amasset, si rerum pondera minutissimis sententiis non fregisset, consensu potius eruditorum, quam puerorum amore comprobaretur.

Ueber die römischen Satiriker.

Q. Horatius Flaccus.

(Er war den 8. December im Jahr d. E. R. 689, unter dem Consulate des L. Aurelius Cotta und L. Manlius Torquatus, zu Venusia geboren, und starb im Jahr 746 den 27ten November, unter dem Consulate des C. Manius Censorinus und C. Asinius Gallus, im 57. Jahr seines Alters. *a*)

Die meisten Schriftsteller, welche sich über die Satire der Römer verbreiten, haben ihre Untersuchung mit der Frage eröffnet: War diese Dichtungsart ein auf römischen Grund und Boden einheimisches Gewächs, oder, wie so manches andere, eine Pflanze, die, hervorgegangen in griechischen Gefilden und unter griechischem Himmel, den Herrn der Erde zugeführt und durch ihre Sorgfalt gepflegt worden ist? Entsprang sie, (denn daß sie theatralischen Ursprungs

a) Ausführlichere Nachrichten von den Lebensumständen unsers Dichters findet man in der bekannten Vita Horatii von Sueton, in der Vita ordine chronologico delineata, studio Ioa. Masson, L. B. 1708 und vor dem ersten Theile von Jani's Ausgabe.

sey, ist, wenn auch nicht durchgängig, doch größtentheils angenommne Meinung,) aus einem den Römern eigenthümlichen und von ihnen erfundenen, oder aus einem griechischen Schauspiele, und aus welchem? Haben unter den Alten Horaz und Quintilian, *b*) und unter den Neuern Casaubonus, *c*) die das erste, oder hat Julius Scaliger und Daniel Heinsius *d*) Recht, die das letzte zu behaupten geneigt sind? *e*)

b) Von dem erstern wird nähmlich Ennius 1. Sat. X. 66. rudis et Grecis intacti carminis auctor genannt, und der letztere sagt B. X. C. I. Satira tota nostra est, in qua primus insignem laudem adeptus est Lucilius. Auch gehört hieher die Stelle aus Diomed, B. 3. S. 482. Edit. Putschii. Satyra dicitur carmen apud Romanos, nunc quidem maledicum, et ad carpenda hominum vitia archaeae comoediae charactere compositum, quale scripserunt Lucillius et Horatius er Persius.

c) In seinem bekannten Werke de Satyrica Graecorum poesi et Romanorum Satira. Edit. Rambach. Halae. 1774. vorzüglich B. II. C. 2. Schon vor ihm behauptete dasselbe Joseph Scaliger in seinen Castigatt. ad Manil. V. 468. S. 183. Ihnen ist beygetreten Spanheim in seiner Dissert. sur les Césars de Julien.

d) Jener in seinen Büchern de arte poetica. B. I. C. 12. S. 47. und dieser in seiner Schrift de Satyra Horatiana, zuerst bey der zweyten Ausgabe seines Horaz, L. B. 1612. und nachher einzeln.

e) H. v. Blankenburg in den Anmerkungen zum Sulzer Th. 4. S. 138. sagt zwar, daß von allen Gelehrten ein Zeugniß des Donat, (de Trag. et Comoed. vor dem Lindenbrogschen Terenz S. 27. et edit. Zeunii,) in welchen die Satire Lucils geradezu von den Satyrspielen der Griechen hergeleitet werde, übersehn worden sey: allein er irrt. Die Stelle sagt vielmehr das Gegentheil. Hier ist

Es kommt, bey der Beantwortung dieser Frage, offenbar darauf an, welchen Sinn man ihr unterlegt, oder an welche Gattung von Satire man denkt. Die dramatischen Satiren der Römer, — ihre Attellanen, waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, den komisch-satyrischen Stücken der Griechen höchst ähnlich und aus ihnen entsprungen. Der Ausspruch des Alterthums, der Zweck zu belustigen, der in ihnen bekanntlich Hauptzweck war, die Ausgelassenheit, durch die

sie: Cum poetae (prisci Graecorum) abuti licentius stilo et passim laedere ex libidine coepissent plures bonos, ne quisquam in alterum carmen infame proponeret, lege lata siluere. Et hinc deinde aliud genus fabulae: id est Satyra sumsit exordium: quae a Satyris, quos illotos semper ac petulantes deos scimus esse, vocitata est, etsi aliunde nomen traxisse prave putant alii. Haec, quae Satyra dicitur, ejusmodi fuit, ut in ea quamvis duro et veluti agresti joco, de vitiis civium tamen sine ullo proprii nominis titulo carmen esset. Quod item genus Comoediae multis obfuit poetis, cum in suspicionem potentibus civibus venissent, illorum facta descripsisse in pejus ac deformasse genus stilo carminis; quod primo Lucilius novo conscripsit modo, ut poesin inde faceret, id est, unius carminis plures libros. Lucils Satire glich in so fern der ältern Comödie der Griechen, daß sie, was ich besser unten ausführen werde, schmähsüchtig war, wie diese, und berühmte Männer nahmentlich angriff: aber darum war sie nicht ihre Tochter, sondern ein carmen novo modo conscriptum. Donat sagt, nach meiner Meinung, nichts mehr und nichts weniger, als was wir beym Horaz 1. Sat. IV. 1 — 6 auch lesen.

sie sich auszeichneten, die possierliche Sprache, welche in ihnen herrschte, die Kühnheit endlich, mit der sie die angesehnsten Personen des Staates angriffen, lassen, wie der neueste und gründlichste Schriftsteller über diesen Gegenstand *f*) urtheilt, an der Wahrheit dieser Behauptung nicht zweifeln. Eben so wenig war das jambische Schmähgedicht, zu dem Horazens Epoden Beläge liefern, ursprünglich römisch. Der Dichter selbst gesteht es, daß er sich den Geist und die Versart des Archilochus zu eigen gemacht und in seiner Sprache auszudrücken versucht habe *g*). Eine ganz andre Beschaffenheit hingegen scheint es mit derjenigen Satire gehabt zu haben, deren Erfindung Scaliger, dem Ausspruche Horazens und Quintilians zufolge, den Römern und nahmentlich dem Ennius zueignet. Es ist wahr, er hat hierin den Heinsius gegen sich. Allein wer sieht nicht ein, auf wessen Seite sich die Wagschaale, bey diesem Streite, hinneigen müßte, selbst wenn wir über die dem Ennius beygelegte Erfindung völlig im Dunkeln tappten, was doch vielleicht nicht ganz der Fall ist. Ohne nähmlich im geringsten läugnen zu wollen, daß der satirische Geist

f) Herr Eichstädt in seiner Schrift de Dramate Graecorum Comico-Satyrico. Lipsiae. 1793. S. 64.

g) 1. Epist. XIV. 23.

Parios ego primus iambos, sagt er,
Ostendi Latio; numeros animosque secutus
Archilochi.

des Altvaters der römischen Poesie theils durch die Lesung der griechischen Satyrspiele, theils durch die Vorstellung der, auf sie gegründeten, römischen Attellanen, theils und hauptsächlich, wie Flögel und Spanheim meinen *b*), durch die Bekanntschaft mit den Sillen eines Timon und Xenophanes geweckt worden sey, glaube ich dennoch mehrere nicht unwichtige Merkmale angeben zu können, welche die Versuche desselben von den genannten Versuchen der griechischen Satyriker unterscheiden und ihnen ein gegründetes Recht auf das Lob der Eigenthümlichkeit ertheilen, das ihnen Horaz und Quintilian zuerkennen. Der erste Unterschied, den ich zwischen den griechischen Satyrspielen und den römischen Attellanen, auf der einen, und der Satire des Ennius, auf der andern Seite, annehme, ist der, daß diese wahrscheinlich ohne Handlung bestand, oder doch füglich bestehen konnte, jene hingegen jederzeit einer Art von Handlung eines Geschichtchens aus der mythischen oder gemeinen Welt, als Unterlage, bedurften. Ohne Fabel, und

b) Der erste in seiner Geschichte der komischen Litteratur. Th. 2. S. 19. der zweyte in seiner schon angezogenen Abhandlung, S. 384. nach dem Rambachischen Abdruck, und außer ihm noch Casaubonus de Sat. Gr. S. 219. Dreyden, den Flögel ebenfalls für diese Meinung anzieht, sagt gerade das Gegentheil. Man sehe dessen Aufsatz über den Ursprung und Fortgang der Satire, im 5. Bde. der Berliner Sammlung vermischter Schriften. St. 2. S. 305.

wäre sie noch so geringfügig, übelzusammenhängend und dürftig, hört das Drama auf, Drama zu seyn. Der Dialog, der gesprochen wird, will, sobald er nur von einiger Ausdehnung und Mannigfaltigkeit ist, etwas haben, worauf er sich beziehe und wodurch er sich fortspinne und erhalte; und selbst den niedrigsten Possenspielen, die noch bis auf den heutigen Tag die Wiener Menge ergetzen und vielleicht, in mehr denn einer Rücksicht, eine Vergleichung mit den alten Satyrspielen und Attellanen zulassen möchten, liegt immer irgend eine Erzählung, irgend ein Vorfall, irgend eine Schnurre zum Grunde, die bald besser bald schlechter dargestellt und ausgeführt wird. Wie also? wenn Ennius satirische Versuche sich von den Satyrspielen der Griechen und den griechisch-römischen Attellanen zuvörderst dadurch entfernt hätten, daß ihre Grundlage Charakterschilderung, nicht Handlung, gewesen wäre? So wenig wir von dem Gegenstande und Inhalte seiner Satiren unterrichtet sind, so fehlt es dieser Muthmaßung doch nicht an allen Gründen. Einmal konnten seine Gedichte die Handlung füglich entbehren: denn sie waren bloß zum Lesen bestimmt, und sollten folglich, ihrer Natur nach, mehr betrachtend als darstellend seyn. Sodann dürften wir wohl mit Recht von der Manier seines Nachfolgers Lucils, die offenbar nicht dramatisch oder dramatisirend war, rückwärts auf die seinige schließen. Endlich weist, nach der Inschrift seiner uns allein bekannten Satire, das

Asotus oder Sotadicus, auf Charakterschilderung hin. Er hatte, nach dem Urtheile der meisten Gelehrten, das Bild eines Schwelgers oder Liederlichen in ihr entworfen *i*). Versuchen wir den aufgefaßten Unterschied kurz und bestimmt auszudrücken, so werden wir, glaube ich, sagen dürfen: Ennius gab den Römern, die bisher nur eine Art von Satire, — die dramatische oder dialogische kannten, eine zweyte, — die beschreibende oder didaktische *k*). — Aber, könnte man einwenden, so hätte er, wenn man ihn auch von der Nachahmung der Satyrspiele frey spricht, dennoch auf fremden Boden geärntet, (denn auch die Sillen der Griechen waren didaktisch,) und dieß führet mich auf einen zweyten Unterschied. So wie er sich nähmlich von den Satyrspielen durch Form und Einkleidung entfernte, eben so sehr entfernte er sich von den Sillen durch den Gegenstand oder Inhalt. So weit wir diese nähmlich aus den erhaltnen Bruchstücken kennen, waren sie sämtlich gegen eine Classe von Menschen — gegen Philosophen und philosophirende Dichter, und gegen eine Art von Vergehungen, — gegen Afterlehren und praktische Irrthümer

i) Man vergleiche unter andern Flögels Gesch. d. k. L. Band 2. S. 7. und Hr. von Blankenburg in den Zusätzen zum Sulzer. Th. 4. S. 143.

k) Irre ich nicht, so trägt auch Spanheim diesen Gedanken in seiner Abh. S. 351, nur nicht deutlich und entwickelt genug, vor.

gerichtet *l*). Ennius hingegen bekümmerte sich weder, wie Timon, um Sokrates und Plato, noch, wie Xenophanes, um Hesiod und Homer. Seine Welt war sicher nicht die gelehrte, sondern die gemeine, — dieselbe, gegen welche die griechischen Satyriker ihre Pfeile, wenn auch nicht ausschließend, doch am häufigsten, abschossen, und sie konnte nicht wohl eine andere seyn, da die Wissenschaften, in seinen Tagen, den Römern noch ziemlich fremd, ihr Einfluß auf das Leben gering, und die wenigen, die sich ihnen widmeten, nicht wichtig genug waren, und nicht verkehrt genug dachten, um sie zum Ziele irgend eines Spottes zu machen. Doch außer diesen beyden Abweichungen, die sich Ennius von der Bahn seiner Vorgänger erlaubte, dürfte vielleicht noch eine dritte und ebenfalls nicht unbedeutende Statt finden. Wie? wenn sich mit der Form der Satire auch zugleich ihr Zweck *ein* wenig geändert hätte? Wie? wenn die Absicht Lachen zu erregen, was, nach aller Urtheil, bey der satyrischen Comödie die Hauptsache war, durch die edlere, zu strafen und zu bessern, zwar nicht ausgeschlossen, aber doch eingeschränkt worden wäre? — Daß die Satiriker späterhin, unter den Römern, sichs zum eigenthümlichen Geschäfte machten, das Laster in seiner Nacktheit zu zeigen und Weisheit und Edelsinn

l) Man vergleiche die Bruchstücke aus Timons Sillen in Bruncks Anal. V. P. Th. 2. S. 67. u. f. und beym Casaubonus S. 219.

zu empfehlen, daran lassen die auf uns gekommenen Stücke nicht zweifeln. Alle bekriegen und züchtigen vorzüglich Schändlichkeiten und Thorheiten, alle sehn das Lächerliche nicht als Zweck sondern als Mittel an, alle bedienen sich desselben eigentlich nur, um ihren Darstellungen mehr Leben und Kraft zu geben *m*). Sollte es wohl eine unstatthafte Muthmaßung seyn, wenn ich annehme, daß auch diese der Satire gegebne Richtung, dieser ernstere Ton, diese nähere Beziehung auf das Sittliche, eine von den Eigenthümlichkeiten der Versuche des Ennius gewesen sey, zumahl da Horaz es seinem Nachfolger Lucil ausdrücklich zum Verdienst anrechnet, daß er jeden Schalk in seiner Blöße dargestellt habe und Niemanden hold gewesen sey, als der Tugend und ihren Verehrern *n*)? Vielleicht würde sich auch noch, in der äußern Einrichtung der Satire des Ennius, so wie in Hinsicht auf Vers und Sylbenmaaß, manche andere Verschiedenheit entdecken lassen, wenn wir seine vermeintlichen

m) Dieß ist es wenigstens, was Horaz I. Sat. IV. 105. ausdrücklich sagt:

Insuevit pater optimus hoc me
Ut fugerem exemplis vitiorum quaeque notando. u. s. w.

n) Auch dieser Unterschied ist Spanheimen (man sehe seine Abh. S. 357.) nicht entgangen: aber freylich hat er bey seiner Vergleichung nicht die satyrischen Comödien der Griechen und die Attellanen der Römer, sondern die satyrischen Tragödien der erstern im Auge.

Vorbilder mit ihm selber vergleichen könnten. Aber bekanntlich ist dieß ein vergeblicher Wunsch. Auch scheint der Lobspruch, den ihm Horaz als Erfinder giebt, durch die aufgestellten Abweichungen schon zur Gnüge gerechtfertiget.

Etwas genaueres und bestimmteres über den poetischen Charakter des Ennius werden Leser, die keine Liebhaber von Träumen sind, weder verlangen noch erwarten. Alles, was ich ihnen mit Gewißheit sagen kann, ist, daß er, nach dem Berichte des Grammatikers Diomed *o*), mehrere Versarten, als Jamben, Hexameter u. s. w. in seinen Satiren mit einander verband, und das ist, wie sie sehn, nicht viel. Außerdem leidet es wohl, nach mehreren Aeußerungen Horazens *p*), keinen Zweifel, daß seine satirischen Gedichte nicht ründer und gefeilter waren, als seine Epopöe, die sich einem gebildeten Zeitalter weder durch Sprache noch durch Feinheit empfehlen konnte.

Ich übergehe einen spätern Satiriker, den Pacuv *q*), weil ich von ihm noch weniger weiß, als vom

o) Olim (in Beziehung auf ein vorhergehendes nunc. Man sehe die Anm. *b*.) carmen, quod ex variis poematibus constabat, Satyra vocabatur, quale scripserunt Pacuvius et Ennius. Den Commentar zu diesen Worten liefert Casaubonus. S. 191. u. f.

p) Es ist bekannt, daß er in der zehnten Satire des ersten Buches Ennius Versuche carmen rude und versus gravitate minores, nennt. Eben das sagen Ovid. II. Trist. 424. und Quintilian in Instit. orator. B. X. C. I.

q) Er war ein Schwestersohn des Ennius und Gastfreund

Ennius, und wende mich zum Lucil, aus dessen Händen Horaz bekanntlich die Satire überkam.

C. Lucilius war aus Suessa, einer Stadt der Aurunker, gebürtig und siebenzig bis achtzig Jahr später geboren, als Ennius *r*). Die Hand der Zeit hat sich gegen seine Schriften nicht viel schonender bewiesen, als gegen die Schriften seines Vorgängers. Von seinen Satiren, deren er dreyßig Bücher geschrieben haben soll, ist auch nicht ein vollständig erhaltenes Stück, sondern bloß einzelne Stellen auf uns gekommen, welche der Fleiß der Gelehrten aus dem ganzen Alterthume mit großer Sorgfalt und mit noch größerer Mühe gesammelt hat. Indeß sind wir doch, in Ansehung seiner und der Würdigung seines dichterischen Charakters, bey weitem so ungewiß nicht, als wir in Ansehung des Ennius waren. Theils ist die

---

des Lälius. Daß er Satiren geschrieben habe, gründet sich einzig auf das eben angeführte Zeugniß Diomeds.

r) Hier sind die hieher gehörigen chronologischen Angaben nach Saxius. Ennius aus Rudia in Calabrien gebürtig, war geboren im J. d. E. R. 515. und starb 585. vor Ch. 169. Pacuv blühte um das 600. J. d. E. R. Lucil war geboren im Jahr d. E. R. 606. und starb 651. blühte ungefähr 121. J. vor Ch. Diesem zufolge lebte Ennius vom Schlusse des ersten punischen Krieges, bis zum Schlusse des zweyten macedonischen, und Lucil von der Ueberwindung Carthagos bis zum Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien.

Zahl der übriggebliebenen Bruchstücke s) ansehnlich genug, um, wenn nicht seinen Geist, doch seine Manier und Sprache aus ihnen kennen zu lernen, theils wird er in den Schriften der Alten so oft und so ausführlich erwähnt, und so manches Urtheil über ihn ausgesprochen, daß sich durch die Vergleichung dieser Angaben unter einander schon etwas Sicheres und Genaueres von ihm festsetzen läßt. Ich will es versuchen, seine Verdienste um die Satire aus den vorhandenen Ueberbleibseln und den gedachten Zeugnissen zu bestimmen.

Der eine Vorzug, der ihm, (um wenigstens von dem Gewissesten auszugehn,) einmüthig von dem Alterthume beygelegt wird, ist einer von denen, die, wenn die Gesetze der Prosodie einmal gegründet sind, für unbedeutend und geringfügig gelten, aber, wie so viele Beyspiele und auch das Beyspiel unserer Sprache t) beweisen, keinesweges schnell und ohne Mühe erlangt, sondern erst nach häufigen und oft mißlungenen Versuchen errungen werden, — der Vorzug eines einförmigen und mit sich selbst übereinstimmenden Sylbenmaaßes. Dieses Sylbenmaaß war kein ande-

s) Sie sind am vollständigsten gesammelt von Franz Dousa Lugd. Bat. 1596. 4. und von Haverkamp seiner Ausgabe des Censorins (eben daselbst 1743. 8.) angehängt worden. Der letztern habe ich mich bedient.

t) Bey Opitz Verdiensten um die vaterländische Dichtkunst, wird einst auch davon die Rede seyn müssen.

res, als der Hexameter, ein Vers, dessen sich Ennius zwar auch schon, und in seinen Satiren, bedient hatte, allein, nach einem ausdrücklichen von mir angezogenen Zeugnisse u), nicht ohne ihn mit andern Versarten zu paaren und, wie man mit Grund hinzusetzen kann, nicht ohne vielfache Härten und Verstoße gegen den Wohlklang. Es kann, indem ich dem Lucil die Verbesserung des Hexameters als Verdienst anrechne, meine Meinung nicht seyn, zu behaupten, daß er selbigem eine vorzügliche Ründe und Geschmeidigkeit gegeben habe. Die Römer übereilten sich in der Dichtkunst so wenig, als in den übrigen Zweigen der Wissenschaften. Was sind selbst noch die Verse eines Lucrez, der doch funfzig Jahre nach Lucil lebte, wenn man sie mit den Versen Virgils zusammen hält, und was würden die Trimeter und Tetrameter eines Plautus oder Terenz, die der Scharfsinn eines Bentley leicht, das sich überlassene Ohr hingegen, nicht ohne Anstrengung, in seine Bestandtheile auflößt, gegen die Jamben eines Fundan und Pollio x) seyn, wenn uns diese zu messen vergönnt wäre? Indeß — ungeachtet aller der Regellosigkeit und Unvollkommenheit, die Lucils Hexameter in den von ihm erhaltnen Bruchstücken an sich trägt, war es doch ein Schritt zur Ausbildung und Vollendung der Poesie mehr, daß

u) Man sehe die Anmerkung o.

x) Horaz 1. Sat. X. 40. vergl. 2. Od. I. 19.

er ihn von allen ihm beygemischten fremdartigen Versarten trennte, und nun auch, als einen für sich bestehenden Vers, auf eine der sogenannten niedrigen Dichtungsarten anwandte und für sie bearbeitete. Ist es nähmlich erlaubt, in einer so dunkeln Sache zu muthmaßen, so bestand das hauptsächlichste Verdienst Lucils, wenn wir ihn als Verskünstler betrachten, darin, daß er einen Vers, den Ennius, wie sich nicht zweifeln läßt, in seinem epischen Gedichte allein und unvermischt gebraucht, in der Satire hingegen, als einer sich nicht über das Gemeine erhebenden, sondern vielmehr für Gegenstände des gemeinen Lebens bestimmten Gattung, — es sey nun um die dem Hexameter eigenthümliche Hoheit und Würde zu mildern, oder weil er sich die auf der Bühne üblichen freyern Sylbenmaaße zu Mustern nahm, — mit jambischen, trochäischen und anapästischen Versen gepaart hatte, von diesen ihm zugesellten Versarten trennte, und ihm jene Leichtigkeit und Geschmeidigkeit zu geben versuchte, die ihn der Prosa näher bringt *y*), und ihn doch noch

y) Eine Bestätigung des Gesagten glaube ich bey Horazen I. Sat. IV. 57. zu finden, wo es heißt:

Olim quae scripsit Lucilius, eripias si
Tempora certa modosque, et quod prius ordine verbum est,
Posterius facias, praeponens ultima primis:
Non, ut si solvas: Postquam discordia tetra
Belli ferratos postes portasque refregit,
Invenias etiam disjecti membra poetae.

Daß die Stelle nicht Tadel Lucils, sondern bloß Be-

zugleich von ihr hinlänglich unterscheidet. Dieß letztere wenigstens ist es, was man als besonders charakteristisch in den etwas längern Bruchstücken der Lucilischen Satire bemerkt, wenn man sie mit den aus Ennius Annalen vergleicht. In beyden herrscht ohngefähr derselbe Abstand, den man zwischen dem Hexameter Virgils und Horazens wahrnimmt, — jene durch Stoff und Gegenstand nothwendig werdende Verschiedenheit des Tones, die aber freylich herauszufühlen dem frühern Dichter allerdings schwerer, als dem spätern fallen und daher auch jenem zu grössern Verdienst angerechnet werden muß, als diesem.

Mit einem andern Vorzuge Lucils macht uns Horaz selbst bekannt. »Er spottete, sagt er, auf eine feine und witzige Weise und war gefeilter, als Ennius und der ganze Haufen der ältern Dichter vor ihm *z*).« Auch Cicero gedenkt Lucils, als eines gelehrten Mannes und witzigen Kopfes *a*), und drückt

---

merkung über das Unterscheidende in seiner und Ennius Schreibart ist, lehrt die Folge und der Zusammenhang.

z) 1. Sat. X. 64.

Fuerit Lucilius
Comis et urbanus; fuerit limatior idem,
Quam rudis et Graecis intacti carminis auctor,
Quamque poetarum seniorum turba.

a) De Orator. B. II. C. 62. Lucilius homo doctus et perurbanus, und eben die Worte im Crassus Persone B. I. C. 16.

sich in einem seiner Briefe auf eine Art über ihn aus, die uns nicht zweifeln läßt, daß es gerade die Eigenschaft der Leichtigkeit und der Laune war, welche er an ihm schätzte *b*). »Wenn ich dich sehe, schreibt er an seinen liebenswürdigen Freund Papirius Pätus, so ist mir, als sähe ich alle Granier und alle Lucilier, ja, die Wahrheit zu reden, auch die Crassen und Lälien vor mir. Ich will des Todes seyn, wenn ich, außer dir, noch Jemanden habe, in welchem ich das Bild unsrer alten und bey uns einheimischen Spaßhaftigkeit erkennen kann.« Es ist Schade, daß wir den Sinn und den Umfang dieser Lobsprüche aus den wenigen Ueberbleibseln der Satiren Lucils nicht gehörig bestimmen und uns so nur eine unvollkommne Vorstellung von dem, was Lucil war, und von den Eigenthümlichkeiten, durch welche er sich auszeichnete, machen können; indeß hat uns sein Nachfolger auch hierüber nicht ganz in Unwissenheit gelassen. Das Vorbild der lucilischen Satire war kein andres, als die alte Comödie der Griechen. »Eupolis, Cratin, Aristophanes und die andern alten Comiker, sagt

Horaz,

b) Epist. ad Famil. B. 15. Br. 9. Itaque te cum video, omnes mihi Granios, omnes L u c i l i o s, vere ut dicam, Crassos quoque et Laelios videre videor. Moriar si, praeter te, quenquam reliquum habeo, in quo possim imaginem antiquae et vernaculae festivitatis agnoscere. Vergl. Wieland zu Horazens Satiren. Th. I. S. 141. in der Anmerkung über festivitas.

Horaz c), tadelten jeden mit vieler Freymüthigkeit, der, als ein Bösewicht, Dieb, Ehebrecher und Mörder, oder sonst als übelberüchtigt, irgend einer Schilderung werth war. An diese schloß sich Lucil genau an, ein Mann von Witz und von feiner Nase; sie wählte er, die Silbenfüße und die Versart allein ausgenommen, zu seinen Mustern.« So kurz diese Stelle ist, so manche fruchtbare Winke über Lucils Ton und Charakter enthält sie gleichwohl. Ich werde selbige auffassen und verfolgen.

Zuerst lernen wir daraus den Gegenstand und das Ziel der Satire Lucils kennen, und sehn dasjenige, was ich oben vom Ennius nur vermuthete, beym Lucil, durch das Zeugniß eines Mannes, der dessen Schriften vor Augen hatte, bestätigt. Nicht die Erregung des Lächerlichen, sondern Strafe und Rüge war der Zweck der Satire Lucils, aber, wie es scheint, unterschied er sich dadurch von seinen Nachfolgern, daß er seine Angriffe nicht sowohl auf das Laster im Allgemeinen als auf die Personen richtete, welche ihm

c) 1. Sat. IV. 1.

Eupolis atque Cratinus Ariſtophanesque poetae
Atque alii, quorum comoedia priſca virorum eſt,
Siquis erat dignus deſcribi, quod malus aut fur,
Quod moechus foret, aut ſicarius: aut alioqui
Famoſus, multa cum libertate notabant.
Hinc omnis pendet Lucilius, hoſce ſecutus,
Mutatis tantum pedibus numerisque, facetus,
Emunctae naris.

unterworfen waren. Schon Horazens Versicherung, daß er, den alten Comikern getreu, jeden Strafbaren verfolgt und seine Verbrechen geahndet habe, und die Sitten des römischen Freystaates, in denen es, wie in den griechischen Freystaaten, herkömmlich war, Niemanden, mochte er auch noch so wichtig und angesehn seyn, zu schonen, sondern Jeden, sobald man glaubte, daß er es verdiene, dem Spotte und der öffentlichen Schande, ohne Zurückhaltung, Preis zu geben, sprachen für die Behauptung, daß Lucils Satire eigentlich eine persönliche war. Aber außer Zweifel wird es durch das Verzeichniß der Männer gesetzt, die er in selbiger durchgezogen hat. Aus den wenigen Bruchstücken, die uns übrig geblieben sind, hat Dousa deren sechszehn nahmhaft gemacht *d*), — eine Zahl, die mit Grunde auf eine weit beträchtlichere schließen läßt. Und was für Männer sind es, auf die Lucil

d) Nominatim carpsit et exagitavit in Satiris, heißt es in der Note S. 185. quantum quidem ex pauculis his fragmentis odorari possumus, Mutium Scaevolam, T. Albutium, Q. Caecilium Metellum, P. Rutilium Lupum, Torquatum, M. Carbonem, L. Tubulum, P. Gallonium, C. Cassium, L. Cottam, Claudium Asellum, Q. Opimium, Nomentanum, C. Caelium Iudicem, Trebellium, P. Pavum Tuditanum, alios, quin universum quoque populum Romanum tributim, ut inquit Horatius, arripiens, hoc est, omnes XXXV. tribus urbis antiquae probrosis carminibus laceravit, ac ne a Poëtis quidem mortuis, Euripide, Ennio, Caecilio, Pacuvio, Accio, aliisque item illustribus obtrectandis temperare potuit sibi; quominus scriptis uniuscujusque saepius detraheret.

seine Pfeile abdrückt? Es sind nicht gemeine und verächtliche Leute, es sind, wie beym Aristophanes, die ersten und bedeutendsten Männer des Staates, es sind, um nur etliche zu nennen, der Consul Q. Opimius, der mehrere Völker Liguriens überwunden hatte, und Q. Cäcilius Metellus, der, von seinen Siegen über die Macedonier und Achäer, den Beynahmen des Macedonischen führte, und Cornelius Lentulus Lupus, nach dem Scholiasten zum Horaz *e*), der erste unter den Senatoren. Solche Namen, dünkt mich, lassen mit Recht schließen, daß der so eben genannte Dichter nicht Unrecht hatte, und daß es kein poetischer Ausdruck war, wenn er uns von seinem Vorgänger *f*) versichert, er habe die Patricier und das Volk selbst, zunftweise, durchgezogen. Lucils Satiren, (das erhellet aus allem,) waren offenbar die *leibhaften* Töchter einer noch uneingeschränkten demokratischen Freyheit, und von der Seite der ältern Comödie der Griechen ganz ähnlich.

Aber, setze ich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, hinzu, ganz ähnlich auch nur von der Seite: denn im Uebrigen waren sie des Aristophans Schauspielen gewiß nicht ähnlicher, als Ennius Versuche dem satyrischen Drama, und daher eben so we-

e) Zum 68. V. der 1. Satire des 1. Buches.

f) In der eben angezogenen Stelle.

nig, als dieses, ein griechisches, sondern ein auf römischen Boden erzeugtes Gewächs. Ihre Form, — das lehren Nachahmung und Ueberbleibsel, — war ja didaktisch, der Vers, dessen sich ihr Verfasser bedient hatte, wie meine Leser bereits wissen, nicht der Jambus, sondern der reine Hexameter, und der Ton, wenn ich über den Zweck richtig muthmaßte und dem alten Ausleger Horazens g) hier eine Stimme einzuräumen ist, ernst und scharf, ohne darum jedoch, (und das ist die zweyte obgleich geringere Aehnlichkeit zwischen ihr und der griechischen Comödie,) von den verwundenden Scherzen und Spöttereyen entblößt zu seyn, an denen diese so reich war. Daß eine solche Mischung von ernster Bestrafung und lachender Rüge, nachdrücklicher Warnung und herber Verspottung, greifendem Tadel und schmerzenden Sticheleyen in den Satiren Lucils wirklich obgewaltet habe, läßt sich auf keine Weise bezweifeln, ungeachtet die aus ihnen erhaltnen Stellen mehr den strengen Sittenrichter, als den witzigen Kopf, verrathen. Nicht nur

g) Er sagt nähmlich: Satira Horatii inter Lucilii Satiram et Iuvenalis media est: nam et asperitatem (nach Dousa's Vermuthung acerbitatem) habet, qualem Lucilius, et suavitatem, qualem Iuvenalis. Doch was brauchen wir das Zeugniß eines Grammatikers? Juvenal 1. Sat. l. 165. drückt sich hierüber weit bestimmter aus:

> Ense velut stricto, sagt er, quoties Lucilius ardens
> Infremuit; rubet auditor, cui frigida mens est
> Criminibus, tacita sudant praecordia culpa.
> Inde irae et lacrimae.

Horaz giebt uns zu verstehn, daß sein Vorgänger noch etwas mehr von den Griechen erlernt habe, als schlechte und übelgesinnte Bürger anzugreifen, sondern Cicero selbst sagt uns deutlich genug, daß dasjenige, was ihm am Lucil Freude mache, und zur Lesung seiner Gedichte einlade, gerade seine Spaßhaftigkeit, seine Drolligkeit, seine Laune sey. Noch mehr, eben diese Tugenden sind es, die, wie ich glaube, die Alten über seinen Werth entzweyt und die widersprechendsten Urtheile erzeugt haben, — eine Erscheinung, die zu eigen, und mit meiner Absicht zu innig verbunden ist, als daß ich sie hier übergehn könnte.

Meine Leser kennen nähmlich bis jetzt nur noch die eine Seite von dem Urtheile Horazens über Lucil und seine Werke. Die zweyte und ungünstige habe ich ihnen verborgen, um den Gang meiner Untersuchung nicht zu verwirren, oder sie mir unnöthiger Weise zu erschweren. Derselbe Kunstrichter, der ihn in mehrern Rücksichten erhebt, setzt ihn in andern wieder eben so tief herunter und entzieht ihm das zugestandne Lob so schlau und hinterlistig, als mild und freygebig er es ihm ertheilt hat. Zwar mit sich selbst wäre Horaz wohl noch zu vereinigen. Was er an Lucil tadelt, läßt sich auf folgende Punkte zurückführen. Erstlich. Seine Verse sind, weil er viel zu flüchtig gearbeitet und nicht den mindesten Fleiß auf das

Feilen verwandt hat, ungeschmeidig und hart *h*). Zweytens. Sie strotzen von Auswüchsen, ja, man kann mit Recht sagen, daß des Schlechten und Fremdartigen mehr ist, als des Guten und zur Sache Gehörigen *i*). Drittens. Die Vermischung des Griechischen und Lateinischen, die ihm einige zum Lobe anrechnen, ist keine Schönheit sondern ein Fehler *k*). Alle diese

h) Durus componere versus, heißt es von ihm 1. Sat. IV. 8. und 1. Sat. X. 1.

Incomposito dixi pede currere versus
Lucili. Quis tam Lucili fautor inepte est,
Ut non hoc fateatur.

und die Ursache dieses Fleckens in der zuerst angeführten Stelle:

Nam fuit hoc vitiosus: in hora saepe ducentos,
Ut magnum, versus dictabat stans pede in uno.

— — — —

piger scribendi ferre laborem,
Scribendi recte: nam ut multum, nil moror.

i) Ebendaselbst:

Cum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.

vergl. 1. Sat. X. 50. und 67. In der letztern Stelle sagt Horaz:

Si foret hoc nostrum fato delatus in aevum,
Detereret sibi multa, recideret omne, quod ultra
Perfectum traheretur, et in versu faciendo
Saepe caput scaberet vivos et roderet ungues.

k) In der nähmlichen Satire V 20.

At magnum fecit, quod verbis Graeca Latinis
Miscuit. O seri studiorum! qui ne putetis
Difficile et mirum, Rhodio quod Pitholeonti
Contigit. u. s. w.

Vorwürfe vertragen sich mit den ihm zugestandnen Vorzügen. Man kann rauhe Verse machen und gleichwohl einen noch rauhern Dichter, von Seiten des Wohlklanges, hinter sich lassen. Man kann sehr fehlerhaft schreiben und doch den Leuten durch seine Offenheit und Freymüthigkeit sich empfehlen. Endlich man kann viel Griechisch und Lateinisch unter einander werfen, und dem ungeachtet eine Menge witziger Einfälle und drolliger Spaße vorbringen. Aber wie soll man mit diesen Beschuldigungen, vorzüglich mit der zweyten, den Geschmack, den Cicero, ein so feiner Kenner des Schönen, an der Schreibart Lucils fand, die Unzufriedenheit der Zeitgenossen Horazens mit seinem Tadel, und vor allem das Urtheil eines Mannes, wie Quintilian war, in Uebereinstimmung bringen? Wenn wirklich, wie Horaz sagt, des Schlechten im Lucil mehr war, als des Guten und Vorzüglichen, woher kam es, daß man, in dem feinen Zeitalter Augusts, sich an der Lesung seiner Schriften so innig ergetzte, daß, hundert Jahr später, wie wir aus dem Gespräche über den Verfall der römischen Beredtsamkeit *l*) lernen, diese uns partheyisch scheinende Vorliebe für den alten Dichter noch fortdauerte, und daß der schon genannte, treffliche Kunstrichter, Quintilian, der mit dem Verfasser jenes Gesprächs gleichzeitig ist *m*), in

l) Cap. 23. Ich werde die Stelle besser unten anführen.

m) Ueber den Verfasser selbst sind die Gelehrten bekanntlich

seinen Unterweisungen *n*) ausdrücklich sagt: »In der Satire hat Lucil zuerst sich vortheilhaft gezeigt, und noch in unsern Tagen giebt es hin und her Leute, die seine Schriften nicht bloß lieben, sondern sogar kein Bedenken tragen, ihn allen Dichtern vorzuziehn. So wenig ich ihrer Meynung bin, eben so wenig kann ich Horazen beypflichten, wenn er behauptet, Lucil fließe unrein und es sey manches in ihm, was weggeräumt werden könne. Lucil besitzt offenbar ausgezeichnete Kenntnisse und große Freymüthigkeit, und eben daher Schärfe im Ausdruck und Salzes die Menge.« Wir werden am besten thun, wenn wir diese gegen Horazen auftretenden Zeugen trennen und ihre Aussagen einzeln beleuchten.

Was also zuerst den Kunstrichter Quintilian betrifft, so glaube ich, er und Horaz würden sich leicht verständigt haben, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären und ihre Urtheile gegen einander hätten austauschen können. Quintilian widerspricht dem Dichter offenbar in der Hauptsache nicht. Auch er setzt Lucils größtes Verdienst in seine Gelehrsamkeit, in seine Offenheit und in seine beißende Laune, und bekennt, ohne Zurückhaltung, daß er die ausgezeichnete Vereh-

getheilter Meinung; darüber aber ist nur eine Stimme, daß der Dialog gegen das Ende des ersten oder zu Anfange des zweyten Jahrhunderts abgefaßt worden sey.

n) B. X. C. 1.

rung, die einige noch gegen den alten Satiriker heg-ten, mißbillige. Aber er ist mit Horazens Ausdrucke unzufrieden. Was Horaz von seinem Vorgänger sagt, dünkt ihn übertrieben und hart. Er glaubt, so gar unrein fließe Lucil doch nicht, und des Wegzu-räumenden dürfe wohl weniger seyn, als es Horazen vorkomme. Ihr eigentlicher Streit betrifft also die Frage die bey Urtheilen über poetischen Werth so oft eintritt, — die Frage über das Wie-viel und Wie-wenig, und nächst ihr das Verhältniß des Witzes zu andern dichterischen Vollkommenheiten, als Wohl-klang, Würde, Nettigkeit und Gedrängtheit sind, wenn sie auf die kritische Wagschale gelegt werden. Der eine von unsern Beurtheilern meint, daß der er-ste Vorzug die Abwesenheit der letztern verdecke, und der andre, selbst ein Dichter von feinem Ohre und ge-läuterter Empfindung, und mit allen Schwierigkeiten, die sich der Erreichung der letztern entgegensetzen, in-nig vertraut, hielt sich durch jenen für diese nicht schad-los. Der eine findet den andern zu streng und zu ei-gensinnig, und dieser würde jenem vorgeworfen ha-ben, daß er einen glücklichen Einfall zu hoch und die übrigen poetischen Tugenden zu niedrig anschlage.

Wenn wir indeß die Bruchstücke aus Lucils Sa-tiren mit Horazens Ausspruche zusammen halten, so kann es beynah nicht fehlen, daß wir das Urtheil des-selben weit eher zu glimpflich, als zu strenge finden, und geneigt werden, bey dem Urtheile Quintilians

und der früher lebenden Römer, gewisse Nebenursachen, die auf ihren Geschmack Einfluß gehabt haben, zu vermuthen. Was in aller Welt, so fühlt man sich gedrungen zu fragen, kann den Hexameter dieses alten Satirikers empfehlen? Kann man sorgloser in der Wahl des Ausdrucks, gleichgültiger gegen den Bau der Rede, nachlässiger in Beobachtung der Feinheit und Ründe des Sylbenmaaßes und unbekümmerter um die Reinigkeit der Sprache seyn, die man schreibt? Denn wirklich kommen nicht bloß einzelne griechische Worte, sondern ganze griechische Verse vor, die sich unmittelbar an die lateinischen anschließen, und den Nachsatz von lateinischen Vordersätzen ausmachen *). Man begreift allenfalls, wie man mit solchen Versuchen zufrieden seyn kann, so lange man keine bessern kennt: aber wenn schönere und vollendetere Gedichte in derselben Gattung an ihre Stelle treten, wie kann man da noch mit Wohlgefallen auf sie herabsehn, wie da noch fortfahren, sie zu bewundern, wofern nicht zufällige Umstände ihnen einen Werth ertheilen, den sie an sich selber nicht haben? Es liegt

*) So liest man z. B. in Dousa's Fragmenten S. 349. folgende Verse:

Nam paucis malle, ac sapientibus esse probatum,
Η πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν.

Mehrere Beyspiele von rauhen Versen und unanständigen Ausdrücken hat Wieland in einer Anmerkung zu Horazens Satiren Th. 1. S. 138. gesammelt. Aehnliche kommen auf allen Seiten bey Dousa vor.

am Tage, daß dergleichen besondere Umstånde und eigne Grůnde, in Absicht auf die Schåtzung Lucils, auch bey den Rômern eintreten mußten, und es kann nicht schwer seyn, die wichtigsten davon aufzustellen.

Zuvôrderst rechne ich dahin, die Achtung fůr das Alterthum, die, wie in allen Urtheilen, so auch in die über die Litteratur sich einmischt und niemahls ohne merkwůrdigen Einfluß auf die Vôlker gewesen ist, deren Sprache und Dichtkunst entweder, nach den ersten Versuchen sich zu bilden, wieder růckwårts ging, oder, was ôfters der Fall ist, nur langsam und unmerklich fortrůckte, dann aber plôtzlich und wie mit einem Male, durch die Bemůhungen einiger guten Kôpfe, emporstieg und alles, was vor dieser glůcklichen Periode fållt, in Schatten stellte. Eine lange Reihe von Jahren sind, wenn die Dichtkunst diesen Gang nimmt, zwischen dem Keimen und Blůhen der Litteratur verflossen. Wåhrend dieses ganzen Zeitraums hat man sich mit der Lesung der ersten rohen Dichterwerke beholfen, sich an Wendungen und Ausdrůcke durch die håufige Wiederholung gewôhnt, und das Mangelhafte und Unvollkommne, weil beßre Muster zum Vergleichen fehlten, wenig oder gar nicht empfunden. Jetzt erhålt der bisherige Stand der Dichtkunst einen ungemein schnellen Umschwung. In zehn, zwanzig Jahren gehen Dichter hervor, die anders fůhlen, denken und reden. Die ganze Sprache bekommt eine andere Gestalt, der Geschmack eine bessere

Richtung und die Kritik ihr Leben. Die Jugend, die, während dieser Veränderung, ihren Unterricht und ihre Bildung empfängt, schließt sich an die Zunft der neuern Dichter an und liest und erhebt ihre Schriften, indeß ihre Väter die Werke, an denen sie sich vergnügten und wärmten, vorziehn und die Verehrung für selbige durch ihren Beyfall zu erhalten wissen. Jetzt schreyt die Jugend über Vorurtheile und sucht die Stimme des Alters verdächtig zu machen. Aber dieses siegt vor der Hand ob und siegt um desto gewisser, je länger der Ruhm der ältern Dichter gegründet ist und ihre Verse und Sittensprüche in die Sprache des gemeinen Lebens, oder in gerichtliche Reden und philosophische Schriften übergegangen sind.

Mich dünkt, diese Schilderung paßt vollkommen auf das Verhältniß, in welchem Horaz zu seinen Zeitgenossen, in Absicht Lucils, stand. Für *einen* großen Theil derselben war dieser Dichter ohngefähr das, was für unsre Väter, vor der Mitte unsers Jahrhunderts, ein Opitz, oder, um ein näheres Beyspiel zu wählen, ein Günther war, und für manchen noch in unsern Tagen ein Liscov oder Canitz seyn mögen. Lucils Satiren hatten, nebst den Schriften eines Accius, Pacuvs und Plautus, das Vergnügen ihrer Jugend gemacht. Einen reinern Ausdruck, eine lebendigere Darstellung und feinere Scherze, als die der genannten Schriftsteller waren, gab es für sie nicht. In ihren Werken glaubten sie alle dichterischen

Vollkommenheiten vereinigt zu sehn und betrachteten sie als die Muster, von denen die Regeln zur Beurtheilung ähnlicher Versuche abgezogen werden müßten. Unvermuthet that die Sprache und Poesie mehrere Schritte vorwärts. Jene ward stärker, nachdrücklicher, ründer, diese reiner, wohlklingender und geschmeidiger. Die jüngern Kunstrichter auf dem römischen Parnasse schalten die Dichter vor dem Zeitalter Augusts rauh, leer und kraftlos und wollten sich höchstens zur Anerkennung einzelner Schönheiten und glücklicher Verse verstehn, und die ältern widersprachen ihnen und beschuldigten sie, daß sie den Ruhm ihrer Vorgänger untergrüben und sie absichtlich und unrechtmäßig verkleinerten, um eine eigne Schule zu gründen. So entstand jener Widerspruch, der uns heute noch in ihren Werken befremdet, im Grunde aber nicht befremdender ist, als die widersprechenden Urtheile, die in den Schriften Gottscheds und Bodmers und ihrer Anhänger über den Werth mehrerer damahls auflebenden Dichter vorkommen, und sich von selbst und ohne Schwierigkeit ausgleichen lassen, sobald man sich des veränderten Zeitgeschmacks und des Eigensinns erinnert, mit dem die eine dieser Partheyen ihre Vorurtheile aufrecht zu erhalten strebte, während die andre auf dem neu betretnen Wege muthig fortging und durch ihre Bemühungen die Gestalt der Dichtkunst mit jedem Jahre mehr umschuf.

Was diese Behauptung vorzüglich unterstützt oder beynah zur Gewißheit erhebt, ist die Abnahme dieses Antheils an den Schriften Lucils und die Verminderung dieses Wohlgefallens an seiner Schreibart, welche in dem Fortgange der römischen Litteratur immer sichtbarer wird, und keinen andern Grund hat, als die weitere Ausbreitung des Geschmacks und die dadurch bewirkte größere Uebereinstimmung der Urtheile. Man erwäge nur die oben aus dem Quintilian übersetzte Stelle etwas genauer! „Es giebt, sagt er, itzt noch hie und da Leute, die Lucilen den übrigen Dichtern vorziehen.“ Also nur hie und da? In Wahrheit, wenn die Zahl seiner Verehrer, zu Horazens Zeiten, nicht größer gewesen wäre, als diese Worte vermuthen lassen, daß sie, hundert Jahre nachher, waren, er würde schwerlich so laut gegen den verkehrten Geschmack seiner Zeitgenossen geeifert und es noch weniger der Mühe werth gehalten haben, sich, wegen seiner Aeußerung, zu vertheidigen. Aber die Art, wie er sich über Lucilen erklärt, das Gericht, das er über mehrere der ältern Dichter seines Volkes, in seiner Epistel an den August, ergehen läßt *p*), das

p) Insbesondere V. 50 — 92. Qui illud, sagt er unter andern von den Bewunderern alter unverständlicher Poesien:

Quod mecum ignorat, solus vult scire videri,
Ingeniis non ille favet plauditque sepultis,
Nostra sed impugnat nos nostraque lividus odit.

Feuer, mit dem er spricht, der Spott, den er einmischt, — alles dieß giebt hinlänglich zu erkennen, daß er eine starke und angesehene Parthey gegen sich hatte, daß er ihr muthig entgegen zu gehen für gut fand, daß er sich mit einem Worte durchkämpfen und damahls dasjenige selbst für sich thun mußte, was späterhin die Zeit für ihn that. Wie Quintilian, eben so der Verfasser des Gesprächs über den Verfall der Beredtsamkeit. »Es ist genug, sagt Aper, diese Menschengattung, die allein das Alte bewundert, mit einem Winke zu bezeichnen. Ihr kennt sie schon, ohne daß ich sie zu nennen brauche, die Leute, die den Lucil statt des Horaz, und statt des Virgil, den Lucrez lesen.« Ungeachtet hier nicht ausdrücklich gesagt wird, daß der Anhang des alten Satirikers sich verringert habe, so ist doch der Ton, in welchem sich Aper über die Liebhaber desselben ausläßt, charakteristisch genug, um zu wissen, daß ihr Einfluß wenig bedeutend und ihr Geschmack ziemlich verrufen war. Die neuern Dichter, (das geht aus allem hervor,) hatten obgesiegt, und richtigere Einsichten in das Wesen der Poesie und Kritik die alten Vorurtheile überwältigt. Es war damahls bey den Römern, in Ansehung Lucils, ohngefähr der Fall eingetreten, der itzt, in Ansehung Liscovs, bey uns eintritt. Sie würdigten den Vorgänger des ersten so unpartheyisch, wie wir die gepriesene Vortreflichkeit des letztern. »Was man auch, bemerkt ein neue-

rer Kunstrichter q), zu Liscovs Vortheile sagen mag, seine Satiren sind, den Aufsatz von der Nothwendigkeit der schlechten Scribenten ausgenommen, nicht, weil sie persönlich sind, sondern wegen des größtentheils verfehlten Tones der Ironie, itzt kaum mehr, im Ganzen, des Lesens werth, oder vermögend, den Leser, so gern dieser bey den ähnlichen Werken eines Swift verweilt, fest zu halten. Ironie läßt sich, ohne feine Wendung, ohne Beybehaltung eines durchaus naiven Tones und ohne eine gewisse Kaltblütigkeit, nicht gedenken. Auch verträgt sie nicht füglich das Ausspinnen einzelner Gedanken.« Gewiß ein nicht bloß freymüthiges, sondern zugleich gerechtes Urtheil! Aber wer hätte es vor funfzig Jahren zu fällen gewagt?

Ich bin indeß hierbey weit entfernt, einem andern Grund, den Wieland bereits r), zum Besten des alten römischen Dichters und zur Rechtfertigung der von Horazen abweichenden Urtheile über ihn, geltend gemacht hat, seine Bedeutung und Wichtigkeit abzusprechen. Bey allem, was ich bisher über den Gesichtspunkt, aus dem man Quintilians Ausspruch betrachten muß, und über den Einfluß der Zeit und Gewohnheit auf die Schätzung dichterischer Verdienste gesagt

q) H. v. Blankenburg in der Anm. zu Sulzers Theorie Th. 4. S. 205.

r) In den Anm. zu Horazens Satiren Th. 1. S. 140.

gesagt habe, bleibt es gleichwohl auch für mich entschieden, daß Lucil, um Männern, wie Cicero war, zu gefallen, und selbst noch, nach dem Zeitraum eines Jahrhunderts, in dem Gedächtnisse der Menschen zu leben, gewisse Tugenden besitzen mußte, welche die Fehler seines Zeitalters und seiner Sprache, wenn nicht bedeckten, doch verschleyerten. Was das für Tugenden waren, ist uns freylich nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen vergönnt; aber mit Wahrscheinlichkeit vermuthen läßt es sich doch allenfalls aus den Aeußerungen Cicero's und aus der Aehnlichkeit, die wir zwischen Lucilen und einigen unserer alten Dichter wahrnehmen, worin das bestand, was ihn selbst den spätern und verfeinerten Kennern empfahl. Es war offenbar nichts anders, als »die ihm eigenthümliche Laune und Drolligkeit, es war ein gewisser Geschmack nach seinem Jahrhundert, — nach jenen glücklichen Zeiten, deren Andenken den Römern um desto werther wurde, je weiter sie sich von ihnen entfernten«, es war jene treuherzige Einfalt, die, wenn sie sich längst aus den Sitten verloren hat, uns immer noch, und ich möchte sagen dann am meisten, in den Schriften der Vorzeit anzieht, es war, mit einem Worte, der Nachhall einer Laute aus fernen Tagen, die, wenn sie auch nicht rein und lieblich klang, doch nachdrücklich und kräftig tönte, es war eine Sprache, die einen, durch griechische Muster gebildeten, Geschmack unmöglich befriedigen, wohl aber jeden, der

das Körnigte im Ausdrucke liebt, ergetzen konnte. Nicht ohne Grund beruft sich Wieland, zur Erläuterung dieser Behauptung, auf den Eindruck, den noch heute die Verse eines Marot und die Prosa eines Montaigne und Amyot auf einen großen Theil der französischen Lesewelt mache; und sollten nicht selbst einige Schriftsteller aus der ältern Periode unserer Litteratur zur Aufklärung dessen, was ich von Lucil gesagt habe, dienen können? Was ist es denn, das uns heute noch an einige unserer alten Epigrammatisten, an einen Logau und Wernicke, fesselt? was ist es, das uns sogar in einigen Stücken von Rachel und frühern Satirendichtern vergnügt? Ist es nicht auch die Zeit, deren Bild ihre Schriften uns vorhalten? ist es nicht auch die Wahrheit der Empfindung, die uns für den Mangel an Feinheit und Zärtlichkeit schadlos hält? ist es nicht auch die Kraft und Eindringlichkeit ihrer Sprache, die uns die Rauhigkeit und Ungelenkigkeit derselben vergessen macht? —

Meine Leser wissen nunmehr, aus welchen Händen und in welchem Zustande Horaz die Satire überkam, und erwarten mit Recht, daß ich itzt von Lucil zu ihm übergehe s). Aber die Satire ist, mehr als

s) Ich sollte zwar hier noch des M. Terentius Varro, (geb. nach E. R. 638.) wegen seiner menippischen Satiren erwähnen: allein was wir von dem Inhalte und der Form dieser Satiren wissen, ist so wenig und unsicher, daß meine Leser schwerlich befriedigt werden dürften. Das beste darüber findet man beym Casaubonus, S. 119. u. f.

jede andere Dichtungsart, eine Tochter der Zeit, als aus welcher allein sie ihren Stoff entlehnt, und so wird es nöthig seyn, daß ich zuvor noch einen vergleichenden Blick auf das Zeitalter beyder Dichter werfe.

Das Zeitalter Lucils war, wenn wir es von Seiten seiner Sittlichkeit betrachten, (und von dieser kann hier eigentlich einzig die Rede seyn,) das Zeitalter eines zwar lasterhaften, aber doch noch nicht ganz in Laster versunkenen, eines zwar sehr kranken, aber doch noch nicht hülflos erkrankten Menschengeschlechtes. Die Uebel, welche die Ueberwinder Asiens und Griechenlands, aus den bezwungenen Ländern, mit in ihre Heimath gebracht hatten, waren gefährlich und mannigfaltig, aber die Mittel, die man gegen sie anwendete, wenn auch der Größe derselben nicht angemessen, doch nicht durchaus fruchtlos. Der Geschwächten, Kränkelnden und Siechen waren allerdings viel, aber es gab wenigstens noch Aerzte, die, wenn sie auch keine völlige Genesung bewirkten, doch die Fortschritte der Seuche hinderten und der Gewalt des sich ausbreitenden Verderbens Gränzen setzten. „So sehr das römische Volk, sagt ein prüfender Geschichtsforscher *), zwischen dem Ende des zweyten punischen Krieges und den ersten bürgerlichen Unruhen

*) Meiners in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten in Rom. S. 49. u. f.

verdorben wurde, so erhielten doch die verehrungswürdigen Häupter des Staats, in diesem ganzen Zeitraume, und noch lange über demselben hinaus, die Sitten und Tugenden der Vorfahren, mit einer beyspiellosen Standhaftigkeit, aufrecht. Die Führer der römischen Heere und die Häupter des römischen Senats wurden, durch das Andenken der großen Thaten ihrer Vorfahren, und durch den Anblick ihrer, wenn gleich rohen, Bildnisse, so lange und so mächtig zur Tugend entflammt, daß sie, fast ein ganzes Jahrhundert, mit den Lastern der überwundnen Völker kämpften, ehe sie diesen gefährlichen Feinden nachgaben. Alle berühmten Feldherren, die in und nach dem zweyten punischen Kriege bis an und über die Zeiten der Gracchen lebten, gingen dem Feinde und der Verführung gleich beherzt und muthig entgegen, und selbst späterhin noch sah man Beyspiele, daß Weisheit und Tugend den Menschen nicht nur wahrhaftig groß, sondern auch glücklich machen.« Für ein solches Zeitalter ist ein Mann, wie ich mir Lucilen denke, und eine Satire, wie die seinige wahrscheinlich gewesen ist, ganz eigentlich gemacht. Die Kühnheit, mit der er auftritt, die Furchtlosigkeit, mit der er das Laster anfällt, die Persönlichkeiten, die er ohne Bedenken einmischt, der kecke und nicht schonende Ton fallen in einem Freystaate, wo die alten Sitten mit den neuen noch in anhaltendem Kampfe liegen, kein Ansehn des Standes und Ranges gilt, und die Tu-

gend vor dem Volke und in öffentlichen Versammlungen ihre lauten Vertheidiger und Lobredner findet, nicht auf. Sey der Pinsel, den er führt, immerhin etwas grob, die Farben, deren er sich bedient, stark aufgetragen, und das Licht, in welchem er seine Figuren hält, grell, — seine Gemählde beleidigen das Auge nicht, weil man noch keine feinere Arbeit kennt, seine Schilderereyen ergetzen vielmehr, weil sie Wahrheit enthalten und man diese noch nackt und unverschleyert zu sehen verträgt. Was kümmert es überdem den Satiriker, wenn er auch hier anstößt und dort erbittert, Dem Striemen schlägt und Jenen verwundet. Das nähmliche thut ja der Ankläger vor Gerichte, der Schauspieler auf der Bühne, der Bürger in der Versammlung. Noch mäßigt und zügelt kein höherer Wink die sich widerstreitenden Parteyen, und der Dichter kann mit Gewißheit darauf rechnen, auch die seine zu finden. Er vertraue seinen Schriften nur getrost das Gute und das Böse, das ihm begegnet, und lege, was ihm gefällt und mißfällt, in ihnen nieder; die Freunde des alten Herkommens, — die Lälien und Scipionen werden ihm ihren Beyfall gewiß nicht versagen, und ihr Einfluß ihn gegen alle Angriffe sichern. Mich dünkt, diese wenigen Bemerkungen enthalten ungefähr das Wichtigste, was wir, ohne Lucils Schriften vor uns zu haben, über ihn und sein Verhältniß zu der damahls lebenden Welt sagen können. Seine Satiren fielen

gerade in die Zeiten, wo Rechtschaffenheit und Verderbtheit, Tugend und Laster mit einander in offner Fehde begriffen waren, und die Kluft zwischen beyden mit jedem Tage merklicher wurde, zugleich aber weder ausdrückliche Gesetze *), noch stillschweigende Verträge, noch Rücksichten auf ein Oberhaupt die Freyheit des Redens und Schreibens einschränkten; und eben, weil sie in solche Zeiten fielen, konnten sie füglich keinen andern Charakter, als den ihnen von mir gegebnen, haben. Sie waren Stimmen eines eifernden Patrioten, der sich mit dem kleinern und bessern Theile seiner Bürger nicht sowohl wider das Laster, als wider die Lasterhaften auflehnte und, was er dachte, laut und ohne alle Rücksichten sagte, weil das Uebel, das er zu heben suchte, durch seine Neuheit und Gefährlichkeit schreckte, und die Umstände, in denen er sich befand, ihm eine freye und heftige Sprache erlaubten.

Ganz eine andre Ansicht gewährt uns dagegen Horazens Zeitalter. Binnen den funfzig bis sechszig Jahren, die zwischen ihm und Lucilen liegen, hatten sich Rom und seine Bewohner auf eine merkwürdige Weise verwandelt. Was man in Lucils Tagen nicht

*) Pasquille waren durch das Gesetz der zwölf Tafeln verboten. Aber gegen den Staat und die Oberhäupter desselben durfte jeder, was und wie er wollte, schreiben. Die erste Bücher-Execution fiel, wie uns Seneca in Controv. B. V. S. 320. Ed. Lip. berichtet, nach den Zeiten des Cicero.

ahndete, oder höchstens, als entfernte Möglichkeit, fürchtete, war geschehn. Die Verderbtheit und Zügellosigkeit, die immer weiter und weiter um sich griff, hatte zuletzt alle Banden der Gesellschaft und allen Zusammenhang zwischen den Gliedern des Staats aufgelöst. Italien war eine Mördergrube geworden und das Blut seiner Edeln und Bürger in langwierigen Kriegen geflossen. Unwürdige hatten sich der Stellen bemächtigt, die Würdige vormahls bekleideten, wenige sich mit den Gütern vieler bereichert und ein Einziger, zuerst in Cäsars und nachher in Augusts Person, alles Ansehn des Staats und Volkes in sich, wie in einem Brennpunkte, vereinigt. Eine so gänzliche Umschaffung der Regierungsform und Verrükkung aller bisherigen bürgerlichen Verhältnisse, verbunden mit einem eben so großen Wechsel des Besitzstandes und Reichthums, konnte für Sitten und Denkungsart unmöglich gleichgültig seyn. Beyde mußten, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, einen Umschwung erfahren, der nicht unbedeutender seyn konnte, als derjenige, welchen die äußere Lage Italiens und der Römer erfahren hatte, und die Meinungen und Urtheile der Menschen sich in eben dem Maaße verändern, in welchem sich die Gegenstände um sie herum verändert hatten. Es gehört nicht hieher, diese Veränderung hier in ihrem ganzen Umfange auszuführen, aber es ist allerdings nothwendig, dasjenige nicht zu übergehen, was mit den nachfol-

genden Betrachtungen zusammenhängt und selbigen zur Aufklärung und Erläuterung dienen kann. Ich werde mich deshalb bemühen, die wichtigsten Unterschiede zwischen den Sitten des lucilischen und horazischen Zeitalters, in der angegebnen Hinsicht, zu sammeln und in ein Gemählde zu verbinden.

Als einen der vorzüglichsten glaube ich zuvörderst die nachlassende Strenge, in Vergleichung mit derjenigen, welche, in frühern Zeiten, bey Beurtheilung des Sittlichen, obgewaltet hatte, betrachten zu dürfen. Richtet man seine Aufmerksamkeit auf die Sittengeschichte der Römer vor Sulla, so kann man freylich die große und überall schon sichtbare Verdorbenheit, auch vor diesem Zeitpunkte, nicht verkennen: allein, bey einer genauern Prüfung und Zusammenstellung der Zeiträume, muß man gleichwohl bald eingestehn, daß die Gleichgültigkeit gegen das Gute und die Nachgiebigkeit gegen das Laster, in und während den bürgerlichen Kriegen, sich um vieles vergrößert und in den Gesinnungen der Menschen eine Veränderung hervorgebracht hatten, die in Wahrheit befremdet. Ich könnte diese Behauptung durch eine Menge unleugbarer Thatsachen bestätigen: aber ich will nur an einige, und zwar zuvörderst an die allgemeine Schätzung des Reichthums und an die durchgehends herrschend gewordne Begierde zur Pracht und Ueppigkeit erinnern. Man vergleiche einmal, in dieser Hinsicht, die Zeit der sogenannten Triumvirate mit den

frühern, und sage selbst, ob Geld und Gut jemahls so allgemein das Ziel und der Wunsch der Römer gewesen, und das Streben darnach so laut und öffentlich für eine Leidenschaft, vor der man nicht zu erröthen brauche, anerkannt worden ist, als es nach dem genannten Zeitpunkte geschah. Jene Uneigennützigkeit, wovon mehrere Feldherrn, vor dem Kriege mit dem Jugurtha, noch die redendsten Beyspiele gegeben, jene Eingezogenheit, deren sich die vornehmsten Römer bis dahin noch nicht geschämt, jene haushälterische Sparsamkeit, die sich, so vieler Verführungen ungeachtet, in mehr denn einer Familie erhalten hatte, — alle diese und ähnliche Tugenden starben, seit den sullanischen Unruhen, mit jedem Tage, mehr ab. Erwerben und Genießen, Gewinnen und Vergeuden war der allgemeine Ton des Zeitalters, und Prachtliebe und Ueppigkeit der ihm unverkennbar aufgedrückte Charakter. Selbst diejenigen Römer, die der Tugend der Vorzeit mit so vieler Theilnahme erwähnen, und den Hang zur Verschwendung, als die Quelle aller Ungerechtigkeit und Schande, mit lebendigen Farben schildern, ein Cicero und seine Freunde, sind gegen den Aufwand an sich, ich meyne, gegen den, der ohne Bedrückung anderer, ausgeübt wird, so nachsichtig und scherzen über das Vergnügen der Tafel und der Sinne mit einer Laune und Gutmüthigkeit, die bey ihren Vorfahren schwerlich Verzeihung gefunden hätte. Und was nehmen wir erst wahr, wenn wir uns

den Zeiten Augusts nähern? Das Beyspiel eines Fürsten, der selber ein Freund der Pracht war, und mehr noch das Beyspiel seines ersten Vertrauten und Rathgebers, eines Mäcen, vertilgte allmählig auch den kleinen Rest von Anhänglichkeit an alte Sitten und Einfalt, und stimmte die Römer ganz zu jener Weichlichkeit und Ueppigkeit um, die, wie von Wieland richtig bemerkt wird, den Absichten Augusts und der neuen Staatsverfassung, welche er zu begründen suchte, so vorzüglich entsprach, und die ehemahligen Herrn der Erde ihres Einflusses und ihrer Wichtigkeit völlig vergessen lehrte. Die Sicherheit, deren sich das Reich endlich, nach einem so langen und anhaltenden Sturm, erfreute, der Reichthum, der itzt mehr, als jemahls, aus den Provinzen in die alles verschlingende Hauptstadt der Welt zusammenströmte, das Glück, das Leute, ohne Werth und Verdienst, theils in den bürgerlichen Kriegen gemacht hatten, theils, wenn der Zufall sie ein wenig begünstigte, in einem Orte, wie Rom war, leicht machen konnten, — alle diese und ähnliche Ursachen zogen die neuen Römer immer mehr in den Strudel der Ueppigkeit und des Aufwandes hinein und vertilgten den Abstand völlig, der, von dem zweyten punischen Kriege an bis zum ersten bürgerlichen, immer noch, in der Lebensart der römischen Großen, sichtbar geblieben war. Ein vornehmes Haus glich, im Ganzen genommen, itzt so ziemlich dem andern, eine Einrichtung

der andern, eine Tafel der andern, und der Unterschied, der, noch in Lucils Tagen, zwischen Familien, die auf dem alten und zwischen solchen, die auf dem neuen Fuße lebten, Statt gefunden hatte, verlor sich, als Horaz auftrat, in dem Bestreben einander ähnlich zu werden, und hörte auf, wie vordem, auffallend und ein Gegenstand der Beobachtung zu seyn.

Nicht weniger groß, oder vielmehr noch weit größer war die Veränderung, welche Freyheit und Freymüthigkeit, — Vorzüge, die von den Römern, als die ersten und wichtigsten ihrer Verfassung betrachtet worden waren, — seit Cäsar und mehr noch, seit dem letzten Bürgerkriege, erfuhren. Wir haben keine Reden aus den Zeiten der Regierung Augusts übrig, aber wir dürfen demungeachtet mit Gewißheit behaupten, daß mit Cicero die demokratische Kühnheit abgestorben und der Freyheit laute Stimme mit seiner letzten philippischen Rede verhallt war. Die Römer, die unter August lebten, schienen aus anderm Blute entsprossen zu seyn, als ihre Väter, und durchaus anders, als sie, zu denken und zu empfinden. Und in der That, wie hätte auch die merkwürdige Veränderung, die mit dem Staate und seiner Verfassung vorgegangen war, ohne Einfluß auf die Gesinnungen und das Betragen seiner Bewohner seyn können? Ein großer Theil von den edeln Römern, welche die alte Regierungsform gekannt und über alles geschätzt hatten, war in den Schlachten

gefallen oder im Elende umgekommen, ein anderer Theil, selbst Zeuge so vieljähriger Grausamkeiten und Bedrückungen, hatte sich überzeugt, daß für das Vaterland kein anderes Rettungsmittel übrig sey, als geduldige Unterwerfung unter die Gewalt eines Einzigen und Bezähmung des stolzen Sinnes, der sie zur Widersetzlichkeit aufforderte; einen dritten Theil eroberte der neue Beherrscher durch Wohlthaten, Geschenke und Aemter, und beruhigte so den Geist der Unzufriedenheit und die lebhaften Gefühle des Stolzes. Bey einer solchen Lage der Dinge und bey solchen Anstalten des regierenden Oberhaupts, war es kaum anders möglich, als daß jene Folgsamkeit und Unterwürfigkeit, von welcher die Geschichte dieser und der folgenden Zeit so außerordentliche Beyspiele liefert, in dem Charakter der Römer hervorging, und jene Dreistigkeit im Reden und Handeln, die vormahls einen Hauptzug desselben ausgemacht hatte, der höfischen Feinheit und Geschmeidigkeit weichen mußte. Es ist dieß eine Erscheinung, die sich noch bis auf den heutigen Tag unter allen Völkern, die aus einer freyen Verfassung zu einer monarchischen übergegangen sind, bestätigt hat und sich wahrscheinlich immer bestätigen wird, daß sie kälter, behutsamer und zurückhaltender geworden sind, da hingegen bey denen, welche sich der Gewalt eines Alleinherrschers entzogen, stets das Gegentheil eingetreten ist. Die letztern glauben ihr neues Eigenthum nicht besser be-

wahren zu können, als wenn sie sich der Rechte, die ihnen die bürgerliche Gleichheit ertheilt, ohne alle Einschränkung, bedienen, und die erstern kennen kein wirksameres Mittel, sich empor zu schwingen und ihr Glück unter dem neuen Herrscher zu gründen, als wenn sie ihm selber einen Theil ihrer natürlichen Rechte zum Opfer bringen. Von dem Betragen der Bürger gegen die Fürsten aber geht allemahl mehr oder weniger in das Betragen der Bürger gegen einander, in ihr gesellschaftliches Leben und in ihre Sitten über. Die Ehrfurcht, die sie ihm persönlich erweisen oder ihm die nächsten um ihn erweisen sehn, die Mäßigung, die seine Gegenwart einflößt, der Anstand, der in seinem Zirkel beobachtet wird, die Schonung, mit der man von ihm und seinen Handlungen spricht, mit einem Worte, alle die feinen Aufmerksamkeiten, die er verlangt und erhält, theilen sich immer mehrern mit und werden die Grundlage von dem, was man guten Ton und Lebensart nennt. So ist es in den Residenzstädten des neuen, so war es einst in der ersten Stadt des alten Europa. Es ist an dem, August suchte die Freyheit der Römer so wenig als möglich einzuschränken; er vermied, im Gegentheil, alle Gelegenheit, die ihm ein niederträchtiger Pöbel und ein kriechender Senat zur Erweiterung seiner Herrschaft anboth, setzte sich den übrigen Senatoren vollkommen gleich, wies alle entehrenden Schmeicheleyen mehr denn einmal standhaft zurück, und äußerte sogar zwey-

mal den Wunsch, die Würde eines Oberhaupts niederzulegen. Aber seys nun, daß er es mit diesen Ablehnungen und Zurückweisungen ernstlich meynte, und die Römer ihn mißverstanden, oder daß er auch hier, wie in vielen Stücken, seinem eignen Ausdrucke gemäß, den Mimus spielte und die Römer den Sinn seines Spiels richtig deuteten, die Folge war wenigstens in beyden Fällen dieselbe, — Gehorsam, und die, aus der Unterwerfung hervorgehende, entferntere Folge, jene Gefälligkeit und Nachgiebigkeit in Worten und Handlungen, die zwar für das gerade Gegentheil der alten Rauhigkeit eines Cato und der biedern Offenherzigkeit eines Scipio und Lälius gelten konnte, aber doch unter einem Fürsten unschädlich und verzeihlich war, der, weit entfernt einen Mißbrauch von ihr zu machen, sie vielmehr einschränkte und in ihre Gränzen zurückwies.

Wenn nähmlich, (und auch diese Bemerkung finde ich, wegen der Folge, nöthig,) irgend etwas die Römer über den Verlust ihrer lange genossenen Freyheit trösten konnte, so war es unstreitig dieß, daß August sie ihnen entrissen hatte: denn aus welchen Absichten er auch handelte, so viel bleibt immer gewiß, daß er sich, unter der Leitung seines Agrippa und Mäcen, der Benennung eines Vaters des Vaterlandes vollkommen würdig gemacht hat. Es kann meine Meynung nicht seyn, von den Verdiensten dieses Fürsten um die Römer hier im Allgemeinen zu re-

den. Betrachtungen der Art würden eine Abhandlung über sein Jahrhundert, nicht aber einen Aufsatz über Horazens Charakter zieren. Was hieher gehört, sind bloße Erinnerungen an das, was August für die öffentliche Wohlfahrt gethan und Herr Meiners, in seiner Geschichte des Verfalls der Sitten der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christus, in wenige Sätze zusammengefaßt hat. »Als August, sagt dieser Gelehrte *) nach Anleitung Suetons, das Ruder des römischen Staates in die Hand nahm, waren die meisten Tempel beraubt, und, gleich den übrigen öffentlichen Gebäuden und großen Straßen, verfallen, so wie selbst das Bett der Tiber verschlemmt und ganze Strecken der Stadt, durch Brand und Ueberschwemmung, zerstört und verödet lagen. August stellte nicht allein alles Verfallne wieder her, sondern verschönerte Rom auch so sehr, daß er mit Grunde sagen konnte, er habe die Stadt aus Marmor aufgeführt, die er aus Ziegelsteinen erbaut empfangen habe. Vor ihm hatten Räuber und Mörder die Kühnheit, öffentlich bewaffnet einher zu gehn, und es vereinigten sich sogar Bösewichter, unter allerley Namen, in ganzen Gesellschaften, gegen die Freyheit und Sicherheit und gegen das Leben und Vermögen ihrer Mitbürger. August theilte Rom in große und kleinere Bezirke, über welche Vorsteher gesetzt wurden,

*) Seite 9. u. f.

und ordnete in der Stadt, wie auf dem Lande, Streifwachen an, die den gemein gewordnen Räubereyen und Mordthaten steuern mußten. Ungeachtet der Verbesserungen, die Cäsar vorgenommen hatte, waren gleichwohl, wegen der Verweisungen und des gänzlichen Aufhörens aller Gerichte in den bürgerlichen Kriegen, die Besitzungen, Forderungen und Unschuld der übriggebliebenen Römer ungewiß geworden, und keiner wußte, ob und was er behalten, oder erhalten und bezahlen, und ob er nicht vielleicht, als ein Schuldiger, angeklagt und veurtheilt werden würde. August stellte auch hier allenthalben Ordnung und Sicherheit wieder her. Er tilgte alte Schulden und Klagen, bestätigte die Besitzer in ihrem Eigenthume, und schrieb den Gläubigern Zeit und Gesetze vor, in und nach welchen sie ihre Schuldner belangen konnten. Diese großen Verdienste vermehrte er noch durch die Säuberung und Ergänzung des Senats, der Ritterschaft und des Priesterstandes, durch neue Einrichtungen der öffentlichen Einkünfte und Ausgaben, durch die Wiederherstellung und Verbesserung der Gerichte, durch die Erschaffung wichtiger Ehrenstellen, durch die Gründung neuer Colonien, endlich durch eine große Menge von heilsamen Gesetzen, durch welche die Bildung der Jugend, die Heiligkeit der Ehen, die Sitten beyder Geschlechter, die Sicherheit der Bundesgenossen und Unterthanen, und die Anständigkeit der öffentlichen Ergetzungen befördert werden

sollten,

sollten, und so viel, als möglich war, befördert wurden. Kurz, August gab dem römischen Reiche Ruhe und Würde, und den Römern Gesetze, Eigenthum und Sicherheit wieder, da, vor seiner Regierung, durch die Verwirrung der Zeiten, alle Vortheile der bürgerlichen Verfassung verschwunden waren, und die Gesetzlosigkeit wilder und barbarischer Völker sich mit den Lastern und Mißbräuchen großer Gesellschaften vereinigt hatten.« Mich dünkt dieß Gemählde, das eben so richtig, als ehrenvoll für August ist, gebe uns den besten Aufschluß über den Stand der damahligen römischen Sittlichkeit. So wenig wahrer Edelsinn und alte Rechtschaffenheit das Antheil der Römer unter August waren, so konnte es doch nicht fehlen, daß man nicht, im Ganzen genommen, mit den Zeiten und sich selbst um vieles zufriedner seyn mußte, da itzt, durch die Fürsorge eines weisen Fürsten, nicht nur dem Laster Ziel und Gränze gesetzt, sondern auch mehrere ernstliche Vorkehrungen, zur Beförderung der Tugend, von ihm getroffen worden waren. Ueppigkeit und Verschwendung auf der einen, und Habsucht und Geiz auf der andern Seite, Streben nach Rang und Würden, und Geringschäzzung wahrer Ehre, Wollust endlich und Ausschweifungen in jeder Art des Genusses dauerten allerdings ununterbrochen fort, weil ihre Quelle, Reichthum und Ueberfluß, nicht verstopft ward, oder, eigentlicher zu reden, nicht verstopft werden konnte, und in

so fern sah freylich die junge, wenn gleich verbesserte Republik der alten und keiner Verbesserung bedürftigen, in den Tagen eines Cato und Fabius, höchst unähnlich. Aber alle diese bestehenden Laster hatten gar viel von ihrer Häßlichkeit und Furchtbarkeit verloren, weil sie itzt keinen Einfluß mehr auf die Sicherheit des Eigenthums und die Ruhe des Staats hatten, und ihre Folgen überdem, bey dem reichen Einkommen der Großen, weniger nachtheilig für sie seyn mußten. Rom war, allem Anscheine nach, unter August, wenn wir es von Seiten der Sittlichkeit betrachten, in der nähmlichen Lage, in der noch heute die angesehensten Städte Europens sind. Es nährte und pflegte in seinem Schooße alle die Ausschweifungen und Unordnungen, welche diese nähren und pflegen, aber sie wurden gerade, wie heute, weniger beachtet, weil die Menschen, die sich ihnen überließen, wegen der Allgemeinheit derselben, in ihren Urtheilen, nachsichtiger gegen einander geworden waren, und nicht das Ganze mehr, sondern der Einzelne allein den Schaden, der aus ihnen hervorging, empfand.

Ich habe meinen Lesern die Standpunkte bezeichnet, die, nach meinem Bedünken, allein zu einer richtigen Ansicht der Satire Horazens führen können, und wende mich itzt zu einer nähern Betrachtung dieser Gedichte selbst.

Wenn die Bemerkungen, die ich über Rom und die Sittlichkeit seiner Bewohner geäußert habe, auf

das Zeugniß der Geschichte gegründet sind, und eben diese uns lehrt, daß der Verfasser unsrer Satiren ein Mann war, der eine sorgfältige Erziehung genossen, frühzeitig unter Menschen gelebt und, als Gesellschafter, in den Häusern der Großen gefallen und an den Tafeln derselben geglänzt hatte, so werden wir uns schon von selbst sagen, daß er die Welt, die ihn umgab, mit ganz andern Augen ansehn mußte, als die gewöhnlichen Sittenrichter. Für ihn konnte sie füglich nichts anders seyn, als ein Schauplatz, auf dem Laster und Thorheit die Hauptrolle, und Verstand und Tugend die Nebenrolle spielten, für den Weisen aber keine bessere, als die eines lachenden Zuschauers, übrig blieb. Was ich hier sage, soll keinesweges eine Beschuldigung unsers Dichters, oder eine Anklage seines Herzens seyn. Er hat uns seine schöne und tiefempfindende Seele, in mehr denn einer Stelle seiner Gedichte, offen genug vor Augen gelegt — und uns überall sehen lassen, daß er ein Freund der Menschheit und, aus Liebe zu ihr, ein Verehrer der Sittlichkeit, als des einzigen Beförderungsmittels ächter Glückseligkeit, war. Woher sonst der wehmüthige verstohlne Blick, den er hie und da auf die bessern Tage der Vorwelt fallen läßt? woher sonst der Eifer über die Erziehung der Jugend in den Künsten der Buhlerey und der Ueppigkeit? woher sonst der lebhafte Widerwille gegen die ausschweifende Baulust seiner Mitbürger, und die daher rührende Vernach-

lässigung der Landwirthschaft und des Feldbaus. Aber eben dieser Freund der ungeschminkten Einfalt und Wahrheit ist ein Mann von munterm Sinne und heiterm Geiste. Er hat einen Schatz von unversiegbarer Laune in sich und entdeckt an allen Dingen die lächerliche Seite zuerst. Noch mehr, der Umgang mit der Welt, mit der er inniger, als viele seines Standes und seines Vermögens, bekannt geworden ist, hat ihn duldsam gegen die Schwächen und Verirrungen seiner Brüder gemacht, und die Philosophie der Schule, zu welcher er sich bekennt, und das Bewußtseyn, daß er selbst Mensch ist und Verzeihung bedarf, diese Duldsamkeit unterstützt. Nehmen wir noch hinzu, daß auch er den Einfluß seines Zeitalters erfahren, daß er einiges, wegen der oben angeführten Ursachen, übersehn, anderes in einem mildern Licht erblicken, und noch anders durch die Verhältnisse, in denen er lebte, zu sagen verhindert werden mußte, und wir werden uns nicht wundern, wenn uns in seinen Satiren mehr der kaltblütige Spötter, als hitzige Tadler, und mehr der gute Gesellschafter und feine Weltmann, als der ernste Sittenrichter und nachdrückliche Strafprediger entgegen kommt, und vielleicht folgende Merkmale, als wesentlich, in ihnen annehmen dürfen.

Zuerst, Horaz schildert überall mehr das Thörichte, Ungereimte und Ausschweifende in den Lastern, als die Häßlichkeit und Abscheulichkeit der Laster selbst.

Es ist vielleicht kein Gebrechen der menschlichen Natur, dessen seine Satiren nicht erwähnen. Der Geizige, der Abergläubische, der Rangsüchtige, der Verläumder, der Wollüstling, der Schwelger, — alle treten in ihnen auf, um ihr bescheidenes Theil zu empfangen: aber alle werden nicht gescholten, sondern verspottet, nicht geschmäht, sondern geneckt. Will er uns den Aufwand der Römer an ihren Tafeln und das Verderbliche in dieser Art der Verschwendung zeigen, — er ereifert sich nicht, er wüthet nicht, er braust nicht auf; nein, er führt uns an die reichbesetzten Tische der Schlemmer und läßt die gebratenen Pfauen, die zwischen den Tiberbrücken gefangenen Hechte, die dreypfündigen Barben und eine Menge anderer, nicht von der Lüsternheit, sondern von dem Ueberdrusse und der Eitelkeit erfundenen Gerichte vor uns vorübergehen, und stellt, um das Gemählde durch den Schatten gehörig zu heben, den Festtisch des armen Ofells, der seinen Gast mit einem Huhn und Böckchen bewirthet und sich und ihn dadurch glücklich macht, gegen über. Will er uns mit den schädlichen und unerlaubten Wegen bekannt machen, die der Geiz einschlägt, um reich zu werden, er hütet sich wohl, die Sache ernstlich zu nehmen. Er kleidet, was er zu sagen hat, in ein launiges Gespräch zwischen Tiresias und Ulyß und verräth uns so, ohne daß er es darauf anzulegen scheint, aber eben darum nur desto vollständiger und von dem Beyfalle des Lachers begünstigt,

alle Kniffe und Ränke der verkappten römischen Erbschleicher. Will er seine lieben Mitbürger belehren, daß keiner Ursache habe, sich seiner Weisheit zu überheben, sondern Jeder, der eine mehr der andre weniger, zum Einsperren geeignet sey, o er weiß den ernsten Lehrton sehr gut zu vermeiden. Statt seiner, tritt Damasipp auf und führt den Satz der stoischen Schule, daß jeder moralische Narr physisch toll sey, in einer Reihe der treffendsten Beyspiele aus, an deren Spitze — der Dichter selbst steht. Solche und ähnliche Wege schlägt Horaz immer ein; und welche glücklichern hätte der Dichter aus dem Zeitalter Augusts einschlagen können? Laßt ihn auftreten, mit Geißel und Knute bewaffnet, wie Lucil vor ihm auftrat, und was wird er ausrichten? Er wird alle Wirkung verfehlen und anstatt lächerlich zu machen, lächerlich werden. Die alten Eiferer für die Tugend, ein Cato, Cassius, Brutus und die ihnen ähnlich waren, sind nicht mehr. Das neue entnervte Menschengeschlecht, zu dem er redet, vermag nicht, sich für eine Sache zu erwärmen, die es, nur dem Namen nach, kennt und, der Wirklichkeit nach, nicht mehr vor sich sieht, und erscheint überdem in seinen Lastern mehr närrisch als boshaft, und mehr abgeschmackt, als gefährlich. Die Gesetze, die ihnen gegeben sind, und die strenge Aufsicht, die über die Aufrechterhaltung derselben wacht, hindert jede Ausschweifung, die andern zum Verderben gereichen kann, ohne daß sie dieß,

zum Ausschweifen geneigte Völkchen selbst, auf irgend eine Weise, im Genusse seiner bürgerlichen Freyheit beschränkt oder es abhält, sich, so oft und wie es ihm gefällt, in seiner ganzen lächerlichen Blöße zu zeigen, oder auch den Forderungen der Gesetze, durch List und Umwege, auszuweichen. Für Leute der Art ist der Ton, den Horaz angiebt, der einzig passende. Indem er sie gerade bey derjenigen Seite faßt, wo sie allein noch empfindlich sind, und das mit der größten Unbefangenheit aufdeckt, was sie am liebsten der ganzen Welt, und, wenn es möglich wäre, sich selbst verheimlichen möchten, genießt er das Vergnügen, sie zwar nicht zu belehren oder schamroth zu machen, (denn des einen sind sie so wenig fähig, als des andern,) aber doch auf eine gute Manier zu belehren, daß sie die Menschen nicht sind, die einen Mann von Einsicht blenden und über den Zweck und Werth ihrer Handlungen täuschen können, und so sich den Triumph zu bereiten, der allein noch geschickt ist, den Weisen für das unangenehme Gefühl zu entschädigen, einen Zeugen von den Unordnungen und Tollheiten der Welt abzugeben. Ueberdieß mochte Horaz wohl noch eine ganz eigenthümliche Veranlassung haben, die Rolle eines ernsten Kritikers, zu der ihn vielleicht seine gerade und freye Denkungsart aufforderte, mit der Rolle eines muthwilligen Satyrs umzutauschen. Wer selber noch gern an den Freuden der Welt Theil nimmt und von Zeit zu Zeit in die Versuchung geräth, den

Lockungen junger Phrynen unterzuliegen, thut immer wohl, wenn er die Sache der Tugend nicht auf einen allzu ernstlichen Fuß behandelt, und das, was die beßre Seele in ihm denkt und empfindet, aber auszuführen nicht immer Kraft genug in sich hat, mit einem Anstrich von Laune zum besten giebt. Eben dieß bestätigen in den Satiren, von denen hier die Rede ist, eine Menge anderer kleinen Züge und schlauen Wendungen. Die sinnreiche Einkleidung, die er seinen Vorträgen zu geben weiß, die Personen, die er, auf eine geschickte Weise, an seiner Stelle, das Wort nehmen läßt, die Art endlich, wie er sich selbst, oft unerwartet genug, ins Gespräch mischt, und den Pfeilen des Spottes bloß stellt, sind eben so viel feine Kunstgriffe, sein eignes Ich zu schützen und auch von dem neuesten Erklärer des Dichters als solche erkannt und benutzt werden.

Wenn Horaz das Laster nur streift, und die Lasterhaften mit seinem Dolche mehr ritzt, als verwundet, so verweilt er dagegen desto länger und wohlgefälliger bey alle dem, was gegen Lebensart, guten Ton und hergebrachte Sitte verstößt. Unter die nachtheiligen Folgen nehmlich, welche Prachtliebe und zu weit getriebene Verfeinerung nach sich ziehen, gehört unstreitig auch die, daß, wenn diese Uebel in einem Staate einmal einheimisch geworden sind, ein Bürger dem andern ähnlich zu werden sucht, der Geringe dem Vornehmen, der Aermere dem Reichern nacheifert,

und unvermerkt, in Hinsicht auf Wohnung und Hausgeräthe, Schmuck und Kleidung, Bedienung und Tafelaufwand, eine stillschweigende Uebereinkunft getroffen wird, die für das Muster gilt, hinter welchem Jeder, der ein Mann von Welt heißen will, nicht gern zurück bleibt. Die Eigenthümlichkeiten, wodurch sich ein Individuum von dem andern, ehe Reichthum und Ueppigkeit überhand nehmen, im Aeußern unterscheidet, gehen, wenn dieser Zeitpunkt eintritt, je länger, je mehr verloren. Wie der eine gekleidet erscheint, erscheint gewöhnlich der andere auch; was in dem einen Hause für Wohlstand gilt, gilt dafür auch in dem andern; was an der einen Tafel für unentbehrlich zur guten Bewirthung gehalten wird, pflegt man ungefähr auch an der andern so zu finden. Eben dieser Stempel der Einförmigkeit wird allmählig auch den Sitten und dem gesellschaftlichen Betragen der Menschen aufgedrückt. Die Leute von Stande, wie sie genannt seyn wollen, vereinigen sich, gewisse Aufmerksamkeiten und Höflichkeitsbezeugungen als nothwendige Erfordernisse des guten Tons festzusetzen, diese oder jene Gewohnheit als wohlanständig einzuführen, oder als lästig abzuschaffen, dieses Benehmen als schicklich anzuerkennen, und jenes als unschicklich zu verwerfen. Auch zu Rom hatte man, nach mehrern Thatsachen zu urtheilen, und zwar lange vor August schon, über das, was in der Lebensweise und im Umgange für guten Ton erkannt werden sollte, eine

stillschweigende Verabredung getroffen. Wer, um nur einiges anzuführen, wünscht, daß sein Haus für wohlangelegt und sein Hausgeräthe für anständig gelten möchte, mußte jenes mit Säulen umgeben haben, und unter dieses Cederntische zählen. Wer auf eine geschmackvolle Tafel Ansprüche machte, mußte seine Hühner aus Phrygien, seine Thunfische aus Chalcedon, seine Muränen aus Tartessus und seine Hechte aus Pessinus kommen lassen. Einen angesehnen Mann ohne Pfau zu bewirthen, fand selbst Cicero bedenklich, so wie eben derselbe, wiewohl sein Vermögen sehr mäßig und von seinen Einsichten eine größere Gleichgültigkeit gegen die Vorurtheile der Menschen zu erwarten war, doch nicht ohne ein Haus mit Säulengängen und ohne einen Cederntisch bestehn zu können glaubte. Man begreift leicht, daß Mäcen und die Großen unter August die Leute nicht waren, welche die Bedingungen der guten Lebensart verminderten, oder das, was die Gesellschaft einmal als üblich und herkömmlich aufgenommen hatte, abschafften; vielmehr ist es gewiß, daß sie und der Ton, der in ihren Häusern und an ihrer Tafel herrschte, und die Feinheit und Artigkeit, die sie in ihren Sitten auszudrücken sich bemühten, nicht wenig dazu beytrugen, das Gesetzbuch der Mode und des Geschmacks zu erweitern, und die Vorschriften des Umganges noch mehr zu bestimmen und zu berichtigen. Indeß — wie in allen großen Städten, so auch, und ganz vor-

züglich, in Rom. Bey einem so gemischten Haufen von Menschen, von denen der bey weitem größere Theil, ohne Geburt, Fähigkeiten und Kenntnisse, durch kein andres Verdienst, als durch das zufällige des Glücks und des Reichthums, einen Zirkel zu bilden und in andere Zutritt zu verlangen, berechtigt wurde, mußten, nothwendiger Weise, Abweichungen und Verirrungen von den Gebräuchen und den Sitten der bessern Gesellschaft in Menge vorkommen. Es konnte kaum fehlen, daß nicht hier ein Freygelaßner, den man seit gestern Herr hieß, und dort ein Glücksritter aus der Provinz, hier ein aufgeblasener Grieche, der seinen kleinmeisterlichen Talenten, und dort ein windiger Pflastertreter, der seiner Person Gold und Ansehn verdankte, ihre Ansprüche auf den Umgang mit Vornehmern und Gebildetern geltend zu machen suchten und die zum Theil unverdiente Ehre, von ihnen bewirthet und besucht zu werden, genossen. Leute der Art legten natürlich, mit dem Eintritte in die neue Welt, nicht zugleich ihre alten Vorurtheile, Eitelkeiten und Schwachheiten ab. Ihr Stolz und ihre Unwissenheit folgten ihnen im Gegentheil nach und äußerten sich auf die mannigfaltigste Weise; bey dem, durch den Unsinn, mit dem er verschwendete, bey jenem, durch den kleinlichen Geiz, der aus aller seiner Hoheit und Herrlichkeit hervorleuchtete; hier durch das unglückliche Bestreben, den beredten und unterhaltenden Mann zu machen, dort durch die abge-

schmackte Sucht, den Kunstverständigen und Kenner zu spielen; das eine Mal durch die Verächtlichkeit, mit welcher der Günstling des Glücks von Geld und Gut, als von einer ihm längst alltäglich gewordnen Sache, sprach, und das andre Mal durch die prahlerische Darlegung seiner, in der Wissenschaft des Aufwandes und der Gutschmeckerey erworbenen, Kenntnisse. Meine Leser begreifen von selbst, welche Wirkung eine Thorenzunft, wie die beschriebene, auf einen Mann von Horazens Witz und Laune hervorbringen mußte; und gewiß, wenn irgend etwas aus dem Alterthume mit Scherz und Spott gewürzt heißen kann, so sind es die Stücke und Stellen, in denen der Dichter die Sitten und Lächerlichkeiten solcher Menschen bald ausführlich schildert, bald mit wenigen aber kräftigen Zügen darstellt. Aufidius Luscus mit dem breiten Purpurstreifen und dem Weihrauchfasse *y*), Nomentan, *im* Begriffe, das so eben in Besitz genommene Erbgut bey den Hühnerstopfern und Kupplern anzulegen *z*), Latius, überfließend von fremder und eigner Küchenweisheit *a*), Nasidien, trunken von der Gnade, einen Mäcen und sein Gefolge an seinem Ahorntische bewirthen zu dürfen *b*), der Zudringliche, Horazen nur

y) 1. Sat. V. 34.

z) 2. Sat. III. 224.

a) 2. Sat. IV.

b) 2. Sat. VIII.

dem Namen nach bekannte, aber darum nicht weniger innig und herzlich, und schon gewiß, nächstens mit ihm bey seinem hohen Gönner zu speisen c), — alle diese und ähnliche Gecken, denen unser Dichter Unsterblichkeit gegeben hat, was sind sie anders, als Eitle, die höhere Ansprüche an die Gesellschaft machen, als ihnen ihr Stand, ihre Kenntnisse und ihre äußere Lage erlauben, oder schale Köpfe, die gern für Männer von Ton gelten möchten und alle Augenblicke gegen die Gesetze desselben verstoßen. Welche Auffoderungen für einen feinen Spötter, der von allen diesen Thorheiten frey, aber nicht selten sie zu ertragen verdammt ist? Kann er sich für den erlittnen Verdruß auf eine angemeßnere Art rächen, oder sich um seine und künftige Zeiten verdienter machen, als wenn er die Gestalt dieser Lächerlichen, Beschwerlichen und Ueberlästigen, mit einer Treue und Kraft, aufs Papier wirft, daß sie, noch nach Jahrhunderten, so vollkommen und wohlerhalten vor uns stehn, als wenn sie erst seit gestern aus der Hand des Künstlers gekommen wären?

Außer diesen Gattungen von Thoren giebt es noch eine ganz besondere, gegen welche die Pfeile unsers Dichters gerichtet sind, nähmlich die philosophischen, oder, eigentlicher zu reden, die stoischen. Unter allen Menschenklassen, die in dem bunten Gewühle

c) I. Sat. IX.

des neuern Roms ihr Wesen trieben, war vielleicht keine, die durch ihr Betragen und ihren Aufzug gegen das Uebliche mehr verstieß und, von Seiten ihrer moralischen Grundsätze, mit denen der damahls lebenden Welt in einem geradern Widerspruche stand, als die Sekte der Stoiker. Es ist wahr, die Schule Zeno's und die Sittenlehre, welche sie predigte, verdiente an sich nichts weniger als Spott und Verachtung. Im Gegentheil, wenn irgend eine Philosophie auf Schätzung und Ehrerbietung gegründete Ansprüche machen und, zur Verbesserung des Zeitalters und der Laster, die es schändeten, beyzutragen sich schmeicheln durfte, so war es diese; auch hatte sie, seit der athenienſische Gesandte Diogenes ihr in Rom Zutritt verschaffte, immer eines ausgezeichneten Beyfalls genossen. Scipio Africanus, Lälius, Q. Tubero, Q. Mucius Scävola, Rutilius Fannius, der jüngere Cato und M. Brutus waren insgesammt Freunde der Stoa. August selbst hatte den Stoiker Athenodor zum Lehrer gehabt, und als späterhin, unter den grausamen Cäsarn, alles sich sklavisch beugte und rechtschaffen zu seyn ein Verbrechen ward, waren es die Stoiker allein, die noch zuweilen freymüthig ihre Stimme erhuben, Tyrannen sogar, wie Seneca that, widerstanden und, wenn sie von der Tugend keinen Schutz mehr erwarten durften, dem Tode muthig entgegengingen. Bey einer solchen Herrschaft der Stoa, bey einer so reinen Moral, wie sie lehrte, und bey so vie-

len Beweisen von Selbstüberwindung und ächter Seelengröße, die sie noch in den verderbtesten Zeiten des römischen Staats nicht verläugnete, scheint es allerdings befremdend, wie ein Mann von Horazens Charakter und Denkungsart sie zum Gegenstande des Spottes und der muthwilligsten Laune machen konnte. Allein dieß Befremden verliert sich, sobald man die Sache etwas genauer in Erwägung zieht. So edel und vortreflich die Zwecke waren, welche die Philosophie der Stoa zu erreichen strebte, eben so seltsam und sonderbar waren die Mittel, deren sie sich zur Erreichung derselben bediente. Die Moral, die sie von den Menschen ausgeübt wissen wollte, die Aufopferungen, die sie seiner Natur auflegte, waren schon an sich so beschaffen, daß sie Leuten, die viel in der Welt gelebt und an sich und andern erfahren hatten, was die Schultern der Menschheit zu tragen und nicht zu tragen vermögen, überspannt und abenteuerlich vorkommen mußten. Aber noch weit mehr mußte, nach Wieland's richtiger Bemerkung *d*), die Stoa, durch ihre Spitzfindigkeit in der Theorie, durch ihre Strenge in der Beurtheilung anderer, durch ihre übertriebenen Lieblingssätze, auf welche einige Anhänger ihrer Schule lächerliche Ansprüche gründeten, und durch ihre nahe Verwandtschaft mit dem in die tiefste Verachtung gesunkenen Cynismus den größten Theil

d) In den Anmerkungen zu den Satiren Th. I. S. 79.

der Zeitgenossen Horazens, auch ohne daß sie sich, wie er, zum Epikureismus bekannten, gegen sich einnehmen. Ein langer herabhängender Bart, ein dünner zerlumpter Mantel, Schmutz und Dürftigkeit überall, und doch dabey die innige Ueberzeugung, der stoische Weise sey allein frey und groß und ein König, (ein Bild, das freylich nicht auf alle, aber doch auf viele Stoiker passen möchte,) alles das stimmte mit dem Geiste der Zeit und mit dem Tone des feinen Roms so wenig zusammen, daß es selbst einem Ernsthaften schwer fallen mußte, sich des Lächelns zu enthalten. Die Welt war allmählich vorgerückt, die Stoiker selbst aber immer auf derselben Stelle geblieben. Die Rauhigkeit, die einen nicht beleidigenden Zug in dem Charakter des ältern Römers ausmachte, die demokratische Offenheit, mit der man Gesinnungen und Handlungen tadelte, die Ungleichheit im Aeußern, die bisher niemanden aufgefallen war, hatten sich verloren oder waren wenigstens seltner geworden. Dagegen pries man itzt Liebenswürdigkeit im Umgange, Nachsicht gegen die Schwächen der Menschen, Herablassung zu ihren Vorurtheilen, Geselligkeit, Feinheit und Anmuth. Alle diese vormahls fremden, oder doch nicht häufigen Tugenden wurden itzt der Maßstab des Verdienstes und die Kennzeichen, an denen man den Gebildeten von dem Ungebildeten unterschied. Man begreift von selbst, wie das Ansehn der Stoiker unter solchen Umständen sinken, und

warum

warum sich Horaz insbesondere für berufen halten mußte, gegen sie zu Felde zu ziehen. Ihr Benehmen war nicht nur überhaupt so beschaffen, daß es einem Manne von Anstand und Lebensart, einem Freunde, Gesellschafter und Tischgenossen Mäcens unmöglich gefallen konnte, sondern das ganze System ihrer Philosophie stand noch überdieß dem Systeme, das Horaz aus inniger Ueberzeugung für das einzig wahre und das allein beglückende anerkannte und in seiner ganzen Handlungsweise sich auszudrücken bemühte, vollkommen entgegen.

Das System, von welchem ich rede, ist kein andres, als was alle Leser von Geist und Verstand mit Wohlgefallen in den Schriften unsers Dichters entdeckt, aber nur die wenigsten auch durch die Ausführung bewährt haben, — das System wahrer Lebensweisheit und ächten Lebensgenusses. Laßt uns einen Augenblick stehen bleiben und es, um der Folge willen, etwas genauer entwickeln!

Wenn die Nachwelt irgend einen Dichter, wegen seines sittlichen Charakters, in Anspruch genommen hat, so ist es gewiß Horaz. Die angesehensten seiner Ausleger, selbst diejenigen, die am meisten in seine Gedichte verliebt sind, haben sich doch nicht enthalten können, ihn, als Menschen, manchem entehrenden Vorwurfe Preis zu geben, oder doch, seine Vertheidigung zu übernehmen, Bedenken getragen. Es ist hier der Ort nicht, die einzelnen, wider ihn vorgebrachten, Be-

schuldigungen zu beleuchten. Dieß hat Lessing bereits auf eine scharfsinnige Weise gethan *e*). Aber läßt sich wohl zweifeln, daß man weder jene Anklage würde erhoben, noch einen solchen Retter herbeyzurufen nöthig gehabt haben, wenn man, aus den Satiren und Episteln des Dichters, — dem wahren und unverfälschten Spiegel seiner Empfindungen, — die einzelnen Züge zu seinem Charakter gesammelt und sie in ein Ganzes verbunden hätte? Der Dichter, wie wir ihn aus den genannten Gedichten kennen lernen, ist von niedriger Herkunft, der Sohn eines Freygelassenen: aber er hat in seinem Vater einen Erzieher gefunden, wie es deren zu allen Zeiten nur wenige gegeben hat und, aller Wahrscheinlichkeit nach, geben wird. Schon die dankbare Empfindung, mit der er überall der Erziehung seines Vaters erwähnt, sagt uns, daß sie keine gewöhnliche oder gemeine war, allein noch weit mehr geht es, aus der ziemlich genauen Schilderung, die er uns von ihr entwirft, hervor. Sie war nicht bloß, in Hinsicht des gelehrten Unterrichts, vollkommen, nein, sie erhielt ihn auch, um mich seiner eignen Worte zu bedienen *f*), nicht nur von jedem schändlichen Laster, sondern selbst von jedem Scheine des Lasters rein. Ein Mann, bey dem der sittliche Theil seiner Bildung so gut besorgt ward,

e) In seiner bekannten Rettung. Schriften, Th. 3. S. 189.
f) I. Sat. VI. 82.

und der dieser Sorgfalt, noch in seinen reifern Jahren, mit so vieler Selbstzufriedenheit und Wärme gedenkt, hat, dünkt mich, die gegründetste Vermuthung für sich, daß der Saame der Tugend und Rechtschaffenheit tiefe Wurzeln in seiner Seele geschlagen und nicht bloß leicht und oberflächlich gekeimt hatte. Welch ein Meister in der Verstellungskunst müßte Horaz gewesen seyn, wenn es ihm gelungen wäre, ein Gefühl, das er entweder gar nicht, oder doch in keinem vorzüglichen Grade besaß, zu heucheln, und uns durch ein Gemählde zu täuschen, dessen Züge, weit entfernt, wie man zu glauben geneigt ist, in seinem Herzen und in dem Kreise seiner Erfahrung gesammelt zu seyn, einzig und allein einer feurigen Einbildungskraft ihr Daseyn und ihre Ausbildung verdankten? Und würde überdem dieser Zweifel etwa nur die einzige Stelle, wo er von seiner Erziehung und seinem Vater spricht, treffen? Wie viel andre Stellen seiner Gedichte, in denen wir den Abdruck einer reinen und keiner Schuld sich bewußten Seele erkennen, würden nicht ebenfalls alle ihre Wahrheit, Kraft und Rührung verlieren, und zu bloßen poetischen Redensarten herabsinken? Sollen wir glauben, daß jene unbefangene Gleichgültigkeit, die er so oft gegen Stand und Würden, Rang und Geburt äußert, ihm nicht von Herzen gegangen, daß der schöne Unwille, den er gegen das Laster des Neides und der Verläumdung in seiner vierten Satire bezeigt, erkünstelt, daß

die bescheidne Genügsamkeit, deren er sich so laut rühmt, erdichtet sey? Ist es überhaupt nur wahrscheinlich, daß ein Mann, dem, wenn wir ihm auch alles übrige absprechen, doch das Lob eines feinen Weltmannes und Gesellschafters bleibt, dreist genug gewesen seyn sollte, vor Feinden, die ihn zu verunglimpfen stets bereit waren, und vor Freunden, wie er in der letzten Satire des ersten Buches aufführt, mit Tugenden, die ihn nicht schmückten, öffentlich und wiederholt zu prahlen? Nein, es läßt sich im geringsten nicht zweifeln, daß dasjenige, was als die Unterlage aller Weisheit und als die Würze alles Genusses zu betrachten ist, Tugend und Rechtschaffenheit, fest und frühzeitig in ihm gegründet wurden, und daß es diese Eigenschaften, verbunden mit ächter Vaterlandsliebe und altem Römersinne waren, die ihn schon in seinem zwey und zwanzigsten Jahre dem M. Brutus zum Tribun einer Cohorte, und in seinem sechs und zwanzigsten einem Mäcen und Pollio, als einen ihres Zutrauens und ihres Umganges würdigen Mann, empfahlen.

Indeß, wenn Tugend und Rechtschaffenheit den braven und zuverlässigen Mann bilden, so bilden sie darum noch nicht den vollendeten und erlesenen: denn Pflicht und Gewissen sind es nicht allein, die Ansprüche auf uns machen; auch die Welt, der Umgang und die geselligen Freuden haben die ihrigen, und diesen genug zu thun, ohne jene zu verletzen, ist der

Vorzug des vollkommnen, des liebenswürdigen Mannes. Wer sich ihn, es sey durch eine glückliche Anlage der Natur, oder durch die Gunst der äußern Umstände, oder, was wohl eigentlich zur Erreichung des besagten Gutes erforderlich seyn möchte, durch die Vereinigung beyder zu eigen gemacht hat, ist im Besitz dessen, was ihm die Liebe der Menschen sichert, ohne daß er in ihrer Hochachtung verliert. So weit wir Horazen aus seinen Schriften kennen, — und wir kennen ihn ziemlich genau, weil kein Dichter öfter und umständlicher von sich und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen gesprochen hat, — so war jener seltne Talismann und alles, was er zu gewähren pflegt, sein Antheil. Er liebte die Tugend, aber er haßte an ihr die rauhe und unfreundliche Seite, die für die Stoiker seiner und für manche Catonen unserer Zeit das Kennzeichen der Tugend ist. Er lebte mit seinem kleinen Glücke zufrieden, aber er war überzeugt, daß man auf mehr denn eine Art glücklich seyn kann, und verdachte es keinem, der einen andern Weg einschlug, sobald er ihn nur standhaft verfolgte, und über der Ausführung seines Plans nicht höhere Forderungen vernachlässigte. Er schätzte die Einsamkeit und die Ruhe, die ihm sein Sabinum gewährte, über alles, aber er wußte, daß ein ewiges Einerley Geist und Empfindung tödte, und das Leben, wie er es nannte, wohl zu mischen, die größte Kunst des Lebens sey. Er floh die Zimmer und die Tafeln der Großen und

Begüterten nicht, aber er hütete sich, ihr Sklave zu werden, und war immer bereit, die Fessel, die sie ihm anzulegen suchten, und wäre es auch mit Aufopferung aller der Vortheile, welche ihm ihr Umgang gewährte, zu zerbrechen und sein eigenes Ich zu retten. Er war kein Feind des Weins und der Fröhlichkeit, und hatte den Versuchungen der räuberischen Cinara untergelegen, aber Scherz und Liebe waren für ihn, was sie für jeden weisen Mann seyn sollten, — ein Spiel, das er als eine Erholung ansah, und, als ihn die Jahre zurückzutreten erinnerten, gleichgültig aufgab. Er hatte nie Anstalt gemacht, oder es für verdienstlich gehalten, Proselyten für seine Meinung anzuwerben, aber er unterließ nie, sich selbst je länger je mehr in solchen Grundsätzen zu befestigen, die, wie er sich ausdrückt, befolgt, den Reichen und Armen nützen, und, vernachlässigt, den Jungen und Alten schaden. Dieß, wie ich glaube, ist, im Allgemeinen, das Bild unsers Dichters, so gut es sich aus den, von ihm selbst gelieferten, Umrissen zusammensetzen läßt. Betrachten wir die einzelnen Züge desselben mit der gehörigen Aufmerksamkeit, und rechnen wir dabey alles ab, was, in Rücksicht der Liebe und ihres Genusses, nothwendig auf die, unter den Römern herrschende, freye Denkungsart und auf den Ton des Zeitalters geschrieben werden muß, so können wir keinen Augenblick zweifeln, daß die Tugenden des Biedermannes mit den Tugenden des Weltmannes selten,

in dem Charakter eines Sterblichen, inniger und schöner vereiniget gewesen sind, als in dem Charakter Horazens. Nie in Gefahr, die Festigkeit erprobter Grundsätze einer höfischen Geschmeidigkeit zum Opfer zu bringen, und die Rechtschaffenheit zu verläugnen, um das Lob eines artigen Gesellschafters zu verdienen, stets geneigt, die Welt mehr lächerlich als boshaft zu finden und sich in seinen Urtheilen über sie mehr nachsichtig als streng zu beweisen, durch Erziehung und Umgang endlich zu einer ruhigen Betrachtung und Ueberwindung seiner selbst gewöhnt, war er unter dem Scepter eines Augusts nicht unglücklicher, als er unter der Fahne des M. Brutus gewesen war, und in dem neuen und verwandelten Rom nicht unzufriedner und mürrischer, als in dem alten republikanischen. Ueberall unterwarf er sich den Umständen, ohne sich von ihnen überwältigen zu lassen, und lebte mit der Welt, ohne seine Eigenthümlichkeit und Selbstheit in ihr zu verlieren.

Und diese Handlungsweise, die er befolgt, ohne mit ihr zu prahlen, und anpreist, ohne sie Jemanden aufzudringen, diese ächte und einzige Lebensphilosophie ist es, die schon in mehrern seiner Satiren hervorgeht, oder vielmehr ihr eigentlicher Gegenstand ist. Leset seine erste Satire, jenen treflichen Sermon gegen die allgemeine Seuche, an der die Römerwelt krank lag, gegen die Bereicherungssucht! Ist ihr Zweck ein andrer, als die Folgewidrigkeit der Menschen, in An-

sehung ihrer Gesinnungen, ins Licht zu setzen und uns an mehrern Beyspielen, hauptsächlich aber an dem Beyspiele des Geizigen, zu zeigen, daß, sein Glück außer sich zu suchen, eine vorzügliche Thorheit sey? Leset seine Dritte, in welcher er gegen eine Untugend eifert, die uns Menschen so gemein und doch dem Geiste der Gesellschaft so zuwider ist, gegen die, alle Handlungen unsrer Freunde aufs strengste zu richten, das Zweydeutige in ihnen herauszuheben und das wirklich Tadelnswürdige zu vergrößern. Ist sie nicht auch ein Beytrag zur Lebensweisheit, ein wohlgemeinter Rath an alle, die das Vergnügen der Gesellschaft lieben, sich die erste und vorzüglichste Bedingung des Umgangs, Nachsicht und Verzeihlichkeit, empfohlen seyn zu lassen? Leset seine sechste Satire über den Adel, den nicht Geburt, sondern Denkungsart und Verdienste ertheilen, und über das Streben nach Rang und Würde. Ist der Vorzug einer nicht glänzenden aber ruhigen und sorgenlosen Lage, ist das Glück einer von allem Ehrgeize freyen Seele irgendwo eindringlicher und schöner geschildert worden? Leset die sechste Satire des zweyten Buches, in der sein Herz noch lauter und vernehmlicher redet. Welch ein reizendes und anschauliches Bild der Vergnüglichkeit! Welch eine lebhafte Darstellung des Satzes, daß die Zurückziehung in sich selbst ein Schritt mehr zur Zufriedenheit und zum wahren Genusse des Lebens sey! Wo ihr aufschlaget, — ihr begegnet überall einem

Dichter, der eine goldne Lehre für euch in Bereitschaft hält, der eure Leidenschaften zu beruhigen, eure Zufriedenheit zu vermehren, und euch mit euch selber in Uebereinstimmung zu setzen sucht, der hier euch von einem thörichten Wahne zu heilen, und dort von einem alten und entehrenden Vorurtheile zu befreyen strebt, der alle Dinge, nach dem Einflusse, den sie auf das Glück des Lebens haben, betrachtet, und darum, vor vielen andern, der Sokrates unter den Dichtern zu heißen werth ist.

Und so erscheint er nicht bloß in seinen Satiren, so erscheint er auch in seinen Episteln, — einer Sammlung von Gedichten, die von seinen moralischen Satiren, nur der Aufschrift nach, verschieden und, nach meinem Gefühle, das Edelste und Köstlichste sind, was der Griffel der römischen Muse der Nachwelt übergeben hat. Mag immerhin das Heldengedicht, das einem Maro durch sie gelang, zu einer höhern Bewunderung hinreißen, mögen Catulls Tändeleyen und die Scherze eines Ovid und die Klagen eines Tibull, in den Jahren der Jugend und der Empfindung, einen lebhaftern Eindruck zurücklassen, mögen selbst die Oden Horazens für alle, denen es wohl thut, einem begeisterten Dichter nachzufliegen und ihre Phantasie an seinen Bildern und ihr Ohr durch seinen Wohllaut zu berauschen, das erhabenste Denkmal seines Geistes seyn, ich streite mit Niemanden; das aber weiß ich, daß ich aus keinem Buche des Alterthums mehr

Brauchbares für das Leben gelernt habe, daß ich heute noch keines lieber zum Gefährten meiner einsamen Stunden wähle, und auch künftig keines einer wiederholten Lesung würdiger halten werde, als Horazens Episteln. Ich sage nichts von dem Inhalte derselben. Die in ihnen herrschende Idee ist die nehmliche, die, wie gedacht, in einigen seiner Satiren und auch in manchen seiner lyrischen Stücke vorkommt. Es ist der Geist seiner gesammten Philosophie, es ist die Summe aller in seinem Leben gemachten Erfahrungen und daraus gezogenen Betrachtungen, „es ist, mit Wieland zu reden, das Einzige, was unter allen Umständen und in allen Lagen, mitten unter den Ungewißheiten der menschlichen Dinge, den Zweifeln der Vernunft, und den Unbeständigkeiten des Glücks für ihn wahr und unveränderlich blieb; es ist der goldne Spruch, den er seinem Arist zuruft: Lebe mit deinem Loose vergnügt! es ist die freundliche Ermahnung an den ehrlichen Bullatius, der die Krankheit seines Gemüths durch Luftveränderungen und Reisen zu heilen hoffte:

Nimm jede frohe Stunde,
Die Gott dir schenkt, mit Dank an und verliere
Die Gegenwart nicht um der Zukunft willen,
Damit du, wo du lebest, sagen könnest:
Ich lebte gern.

es ist, mit einem Worte, der große Grundsatz der

Philosophie des sokratischen Aristipps: Das, was wir suchen, ist immer in unsrer Gewalt; es ist hier oder nirgends," — also keine Wahrheiten, die sich durch ihre Neuheit, aber wohl durch die Kunst empfehlen, die von dem Dichter auf die Darstellung und Einkleidung derselben gewandt worden ist, und daher vorzüglich verdient, daß wir ihr eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Wenn, wie ich erwähnte, der Hauptgedanke, in den Episteln Horazens, ein einziger und die Wahrheiten, die er uns ans Herz legt, immer dieselben sind, so dringt sich uns wohl keine Frage früher und natürlicher auf, als die: Und woher kommt es gleichwohl, daß seine Unterhaltung uns nicht ermüdet, daß wir ihm mit so vielem Vergnügen zuhören, und seine Wiederholungen keine Wiederholungen für uns sind? Ist es der Reichthum seiner Sprache und seiner Wendungen, der uns vergessen macht, daß der Dichter immer dieselbe Idee verfolgt und zu demselben Satze zurückkehrt? Ist es die innre Reichhaltigkeit der Idee selbst, oder ist es ihr Umfang, — ihre Verwandtschaft mit einer Menge von Nebenideen, wodurch sein Vortrag anziehend für uns wird? Ist es die Geschicklichkeit, den Leser durch allerley Abschweifungen und eingestreute Bemerkungen zu vergnügen, und ihn so vor dem Ueberdrusse, der ihn außerdem beschleichen würde, zu sichern? Ist es das Salz, womit er seine

Lehren bestreut, die Feinheit, wodurch er seine Gedanken würzt, die ungezwungene Leichtigkeit, mit der er sich mittheilt, mit einem Worte, was ist es, das die Einförmigkeit, die in dem Inhalte seiner Episteln liegt, verdeckt, oder ihnen vielmehr eine Mannigfaltigkeit giebt, die belohnt und ergetzt?

Unstreitig dienen alle die genannten Eigenschaften dazu, die Episteln unsers Dichters mannigfaltig und unterhaltend zu machen und das Wohlbehagen, das wir aus der Lesung derselben schöpfen, zu mehren. Allein der Hauptgrund, weshalb uns Horaz immer neu und seine Philosophie nie alltäglich erscheint, liegt unstreitig in dem Umstande, daß er nie ohne Beruf zur Feder greift, oder ohne besondere Aufforderung dichtet. Gehet seine Episteln, der Reihe nach, durch und fragt euch, was ihn zum Schreiben bewog. Es ist nicht, wie bey so vielen andern Dichtern, Gewohnheit an den Umgang mit den Musen, noch Drang einer Einbildungskraft, die Beschäftigung sucht, viel weniger eine durch Beyspiele gereizte Nacheiferung. Wenn er schreibt, schreibt er, von seinem Herzen getrieben, und durch äußere Veranlassung geweckt; und eben die Ergreifung dieser äußern Veranlassungen und die stete Rücksicht auf die Lage und Verhältnisse der Personen, an die seine Verse gerichtet sind, und die Art, wie er ihre Angelegenheiten zu den seinigen macht und sich an ihre Stelle zu setzen weiß, ist es, was seiner Philosophie Mannigfaltigkeit giebt und jeder seiner Episteln

einen eignen Stempel aufdrückt. Leset die an den jungen Lollius! Ein treuer, theilnehmender Freund redet zu seinem jungen Freunde, der, unerfahren und rasch, wie er ist, sich dem großen und gefahrvollen Meere des Lebens anvertrauen will, um ihn, wo möglich, auf seinem Laufe zu leiten, und vor den Klippen, die ihm im verborgnen drohn, zu warnen. Wie vortrefflich weiß er sich in den Charakter des zuversichtlichen Jünglings hineinzudenken, wie geschickt die ganze Reihe von Lebensregeln, die er ihm mittheilt, nach dem Bedürfnisse desselben zu wählen! Es sind nicht die Worte eines philosophirenden Dichters, es sind die Worte eines zärtlichen, besorgten Vaters. Leset die Epistel an den Mäcen g)! Jede Zeile sagt uns, daß sie der Berichtigung eines besondern, zwischen dem Dichter und seinem Gönner obwaltenden Mißverständnisses gewidmet, daß sie gedichtet ist, die Freyheit des erstern zu sichern und die Ansprüche des letztern an ihn zu beschränken und zu berichtigen. Nur ein solches Verhältniß, wie zwischen beyden Statt fand, nur Forderungen, wie sie, in einem solchen Verhältnisse, der Angesehene an den Niedrigern zu thun sich berechtiget glaubt, mochten ein Stück von einem so ganz eignen Gepräge erzeugen, und ihm den Charakter einer so freymüthigen und doch so anständigen Lossagung aufdrücken. Leset den kleinen hingeworfenen Brief an

g) Die siebente des ersten Buches.

den Bullatius! Er konnte nur durch einen Mann veranlaßt werden, der, weil es ihm zu wohl war, sich nirgends wohl befand, und von der Veränderung des Aufenthalts erwartete, was er sich, ohne von der Stelle zu kommen, geben konnte, sobald er wollte. Leset die Briefe an den Quinctius und an den Scäva, und den zweyten Brief an den jungen Lollius! Wir kennen die Personen, an die sie gerichtet sind, wenig oder gar nicht, aber das wissen wir mit Sicherheit, daß jeder dieser Briefe seine eigne Veranlassung hatte, oder vielmehr, daß jeder aus dem besondern Verhältnisse, in welchem der Dichter zu seinen Freunden stand, entsprang. Der eine derselben ist ein Mann, der gar zu gern für rechtschaffen und brav gelten möchte, und doch nicht Muth und Selbstüberwindung genug hat, um das, was er scheinen will, wirklich zu seyn. Ihm sagt darum der Dichter, daß Weisheit und Tugend eines jeden eigne Angelegenheit sey, und hierin andre betrügen so viel heiße, als sich selbst betrügen. Der zweyte hat bisher, bey den Großen mehrmahls, doch ohne Erfolg, sein Glück versucht. Mißmuthig über fehlgeschlagne Hoffnungen, ist er entschlossen, sich zurück zu ziehn, und nennt den Umgang mit den Mächtigern eine drückende und entehrende Sklaverey. Der Dichter berichtigt sein Urtheil und sucht ihn zu überzeugen, daß es mehr Kühnheit erfordere und einem Manne mehr Ehre bringe, in der Welt und am Hofe zu leben, ohne seine Freyheit zu verlieren, als in die

Einsamkeit zu fliehen und sich dieser Gefahr nicht auszusetzen. Der dritte, uns schon aus einem frühern Briefe, als ein junger Mann ohne Vorsicht und Erfahrung, bekannt, wandelt, wie Scäva, auf dem schlüpfrigen Eise des Hofes: aber sein Fehler ist nicht Mißmuth über erfahrne Täuschung, sondern Rauhigkeit, Hitze und republikanische Unbiegsamkeit. Konnte ihm Horaz ein angemeßneres Geschenk machen, als mit einem Briefe, der ein vollständiges Lehrbuch der Kunst mit den Großen umzugehn, genannt werden darf? Es wäre unnöthig tiefer ins Einzelne einzugehn und den Beweiß für meine Behauptung durch mehrere Beläge zu führen. Es ist offenbar, so sehr das Verständniß der horazischen Episteln durch die uns größtentheils unbekannten Veranlassungen erschwert wird, so sehr gewinnen, wenn es dem Scharfsinne selbige zu enträthseln glückt *b*), die Philosophie und Darstellung des Dichters, eben durch die kluge Benutzung des Eigenthümlichen in der Lage und in dem Verhältnisse seiner Freunde, an Neuheit und Anschaulichkeit. Wenn unter zehn Episteln der Franzosen neune ihre Aufschrift verändern können, ohne darum, — weil sie bloß moralische oder

b) Leser, die einen alten Dichter, nicht bloß um der Sprache, sondern um der Gedanken willen, lesen, werden gern gestehen, daß gerade in der Entdeckung dieser verborgenen Veranlassungen ein Hauptverdienst der wielandischen Arbeit über unsern Dichter besteht.

wissenschaftliche Lehrgedichte sind, — an Schönheit und Annehmlichkeit zu verlieren, so bedarf dagegen auch die kleinste Epistel Horazens ihrer Aufschrift und der nähern Kenntniß des Mannes, an den sie gerichtet ist: denn keine ist eine Abhandlung für sich, sondern jede ist Epistel im eigentlichen Sinne des Wortes. Darf man sich wundern, wenn eine und dieselbe Ansicht nie ermüdet, da das Licht, in dem sie erscheint, nie das nehmliche ist?

Doch nicht die Lebensweisheit allein ist es, die man an den Episteln unsers Dichters schätzt; auch die Feinheit, mit der er seine Gegenstände behandelt, auch die Mäßigung, die er bey Ernst und Spott, Lehre und Verweiß nie verläugnet, kurz, der gute Ton, oder das, was die Römer mit dem Worte Urbanität bezeichnen, ist ein anderer Vorzug, den man in seinen Briefen zu finden glaubt; und gewiß, wenn man die Art und Weise, wie er von sich redet, (ein Fall, der gerade nicht selten eintritt,) vor Augen hat, wer wird nicht willig bekennen, daß er die Kunst seine Kräfte zu schonen und sie absichtlich zu verkleinern, jene Kenntniß, deren Mangel er an dem Lucil tadelt *i*), eben so vollkommen besessen, als angewandt habe? Aber man kann auch fragen, ob er die Gesetze des feinen Tones und der Humanität mit gleicher Gewissenhaftigkeit

i) 1. Sat. X. 13.

haftigkeit und Sorgfalt gegen seine Freunde beobachtet hat, und hier, ich gestehe es frey, wiewohl ich den Ausspruch mehrerer Ausleger gegen mich habe, dünkt es mich, daß er, wenn wir die Sache, nach unsern Sitten und nach unsern Begriffen von Lebensart und gutem gesellschaftlichen Ton betrachten, nicht das nehmliche Lob verdiene. Zwar möchten wir wohl nicht immer im Stande seyn, über diesen Punkt genau und richtig zu urtheilen. Das Verhältniß, in welchem Horaz zu mehreren seiner Freunde und Gönner stand, ist uns nicht überall vollständig und zuverlässig genug bekannt, und doch wird diese Kenntniß vorausgesetzt, um entscheiden zu können, was und wie viel er sich gegen jeden erlauben durfte. Indeß, je aufmerksamer ich seine Briefe in der angegebnen Hinsicht lese, je mehr glaube ich in ihnen, zwar nicht das Gepräge einer sich auszeichnenden Urbanität, aber dafür ein anderes und nicht schlechteres, das Gepräge der Wahrheitsliebe, Offenheit und Freymüthigkeit, zu erkennen. Dieser Charakter ist es z. B., der dem oben angezogenen Briefe an den Mäcen durchaus aufgedrückt ist. Kann man aufrichtiger mit einem Manne reden, der zu viel Werth auf seine Wohlthaten legt und zu wenig Rücksicht auf unsre Ruhe und Wünsche nimmt, als wenn man ihm gerade heraus sagt, daß man ihm viel lieber alles Erhaltne zurückgeben, als sich in seiner Freyheit beschränken lassen wolle? Eben dieß ist der Fall mit der Epistel an den Quinctius. Ich glaube

gerne, daß Quinctius einer von den Leuten war, bey denen sich Horaz, wie man zu reden pflegt, etwas herausnehmen durfte. Aber welches auch ihr freundschaftliches Verhältniß war, schonend ist wenigstens die Art, wie er ihn behandelt, im geringsten nicht. Schon lange sagt er zu dem Manne, der es gewiß fühlte, wie viel ihm noch zum Biedermanne, den er gerne vorstellen wollte, fehle:

Schon lange preist ganz Rom
Dich laut als einen seiner Glücklichen.
Und doch besorg' ich, daß du andern mehr
In diesem Stücke glaubest, als dir selbst.
Es ist bey dir so ausgemacht wohl nicht,
Daß nur der Weis' und Gute glücklich ist;
Und da die Leute dir so viel von deiner
Gesundheit schwatzen und wie herrlich wohl
Dir sey, — wer weiß, ob dirs vielleicht nicht gar
Wie dem ergeht, der ein geheimes Fieber
Zur Tafelzeit verhehlt, bis ihm vor Zittern
Der Bissen aus den glatten Händen fällt.

Nicht viel säuberlicher verfährt er mit seinem Freunde Numicius. Die Unentschlossenheit, die sich in seinen Handlungen offenbarte, die Uneinigkeit, in welcher er mit sich selbst lebte, und die Veränderlichkeit, die ihn nie einen Plan lange und anhaltend genug verfolgen ließ, — alles dieß tadelt er an ihm, nicht auf eine versteckte und schlaue, sondern auf eine so offne und unbefangene Art, daß man wohl einsieht, es war ihm ganz eigentlich darum zu thun, seinem Freunde den

Text zu lesen. Ja Bullatius selbst, — könnte er über die ihm anklebende Thorheit, sein Glück überall, nur nicht in sich selber zu suchen, deutlicher belehrt werden, als es Horaz in den Worten thut: »Was du suchest, ist allenthalben, es ist in dem kleinen Dörfchen Ulubrä, wenn du ein zufriednes Herz in dir trägst.« Diese Beyspiele, (und ich könnte deren beynah aus allen Briefen des Dichters sammeln,) zeigen, wie ich glaube, zur Gnüge, daß wir die Begriffe von Lebensart und feinem Tone, dergleichen wir aus unsern Zirkeln und aus der Lesung der neuern Poesien einsaugen, nicht auf die Briefe des Römers anwenden dürfen. Jene Behutsamkeit, mit der wir die Fehler unserer Freunde zu berühren, jene Feinheit, in die wir unsern Tadel einzukleiden pflegen, — Bedingungen, die eben Ursache sind, daß die meisten poetischen Briefe der Neuern mehr allgemeinen Lehrgedichten, als wirklichen, an bestimmte Personen erlassenen, Briefen ähnlich sehen, — ist offenbar der Charakter seiner Stücke nicht. Der Ton, dessen er sich gegen seine Freunde bedient, ist der Ton eines Mannes, der sich allerdings durch den Umgang mit der Welt und mit der Gesellschaft gebildet, aber darum die alte römische Freymüthigkeit nicht ausgezogen hat. Das Selbstgefühl, das Kenntniß und Seelenadel erzeugen, hebt ihn über die meisten seiner Zeitgenossen empor und giebt seinem Ausdrucke eine zwar anständige, aber nichts destoweniger unbefangene Dreistigkeit. Wenn er seine

ernstlich gemeinte Lehre zuweilen durch einen Anstrich von Laune und Schalkheit mildert, und seinen Tadel hinter einer gefälligen Wendung versteckt, so geschieht beydes, nicht, um sich als einen feinen und zierlichen Schriftsteller geltend zu machen, sondern vielmehr, um die unerläßlichen Gesetze, die Bescheidenheit und Wohlanständigkeit jedem auflegen, zu erfüllen, so ist jene Milderung und diese Zurückhaltung gerade nur so groß, als sie zu seyn braucht, um seinen Erinnerungen ungehinderten Eingang zu verschaffen.

Ich bin meinen Lesern, ehe ich die Satiren und Episteln Horazens verlasse, noch einige Bemerkungen über die Manier, in der sie geschrieben sind, schuldig. Es wäre unstreitig sehr überflüssig, sie hier versichern, oder gar durch Beyspiele beweisen zu wollen, daß der Vortrag, dessen sich der Dichter in beyden beflissen habe, der leichteste, ungezwungenste und für die Sache schicklichste sey. Von einem Dichter, dessen richtiger Geschmack und große Gewandtheit im Ausdrucke allgemein bekannt sind, läßt sich dieß von selbst erwarten; und in der That hat Horaz nicht nur die poetische Sprache, sondern auch den Hexameter dem Inhalte seiner Versuche so glücklich anzupassen, jener die ihr natürliche Würde und Hoheit, und diesem die ihm eigene Feyerlichkeit so geschickt zu benehmen gewußt, daß er, von Seiten der Angemessenheit der Darstellung, mit Recht musterhaft zu heißen verdient. Etwas getheilter sind hingegen die Meinungen, wenn

von der Anlage und der innern Einrichtung seiner Satiren und Episteln die Rede ist. Findet sich, so hat man gefragt, jene leichte Ordnung in ihnen, die er selbst zur Vollkommenheit eines dichterischen Werkes für nothwendig hält, oder hat er seine eignen Vorschriften vernachlässigt? Trifft der Tadel der Undeutlichkeit und Verwirrung seine Entwürfe mit Grund, oder sind sie vielleicht nur zu fein und zu versteckt, um, wie Blackwell sagt *k*), von dem gemeinen Manne in der gelehrten Welt wahrgenommen zu werden? Ist, mit einem Worte, der Verdacht der Planlosigkeit seine, oder ist er die Schuld seiner Ausleger?

Unstreitig, und wie uns schon der Ausspruch Suetons *l*) vermuthen läßt, Schuld der letztern. Für den bey weitem zahlreichern Theil derselben mußten allerdings die Schlangenwege und Abschweifungen, auf denen Horaz sich unaufhörlich von seinem Ziele zu entfernen scheint, aber nur desto sicherer, zur gehörigen Zeit, an den Ort seiner Bestimmung anlangt, labyrinthische Irrgänge seyn, auf denen ihr beschränkter Blick sich verlor, ohne einen Ausweg zu finden. Das Ansehn einer durch den Zufall geleiteten Unterredung, das Horaz seinen Stücken so gern zu geben

k) Memoires de la cour d'Auguste. Voll. II. S. 460.

l) In dem, ihm nicht ohne Wahrscheinlichkeit zugeschriebenen, Leben des Dichters. Venerunt, sagt er, in manus meas et elegi sub ejus titulo et epistola prosa oratione, sed utraque falsa puto. Nam elegi vulgares, epistola obscura, quo vitio minime tenebatur.

sucht, und wodurch sie so sehr an Anmuth und Reiz gewinnen, das zarte und kaum sichtbare Band, vermittelst welchem er einen Gedanken an den andern anreiht und Periode mit Periode verkettet, die Uebergehung mehrerer Mittelideen, die der Leser zu ergänzen gezwungen ist und nicht jeder sogleich in Bereitschaft hat, endlich die öfftere Weglassung der Redepartikeln und Vernachlässigung des sogenannten grammatischen Zusammenhanges, — sehet da eine Reihe von Ursachen, deren jede vermögend ist, ein ungeübtes Auge zu verwirren und das Urtheil unerfahrner Ausleger mißzuleiten. Die Wege eines dichterischen Genies auszuspähn, sind bekanntlich Sprachkenntnisse und Gelehrsamkeit nicht hinreichend. Es gehört dazu ein mehr als gewöhnlicher Scharfsinn, und eine ungemeine Geschmeidigkeit des Geistes, ja, man möchte sagen, um es ganz zu verstehn und zu fassen, ein *Genie*, das ihm ähnlicht. Kein Wunder, wenn das Vorurtheil von der Verworrenheit Horazens und von den Schwierigkeiten ihn auszulegen sich lange erhalten hat, und nicht sowohl durch die Zeit, als durch ein glückliches Ungefähr — durch Männer, die, mit seinem Geiste verwandt und durch Philosophie und Geschmack geleitet, zu seiner Erklärung hinzukamen — zerstreut worden ist. Auch von diesem Verdienste eignet sich, nächst Sanadon, unser Wieland keinen unbeträchtlichen Theil zu, und man erweist ihm gewiß nicht zu viel Ehre, wenn man, was er von seinem Dichter rühmt, auf ihn selbst, als Ausleger, anwendet, —

wenn man sagt, daß er mehrern Gedichten Horazens, durch seine Behandlung, Haltung, natürliche Farbe, Schatten und Licht gegeben und sie in schöne und mit sich übereinstimmende Gemählde verwandelt habe, die den Verstand, das Herz und den Geschmack befriedigen.

Aber dieser dem Dichter zu gut kommenden Betrachtungen ungeachtet, bleibt es doch nichts desto weniger wahr und gewiß, daß er, von Seiten des Plans und der Verbindung, nicht vollkommen gerechtfertigt werden kann. Auch er hat, so viel ich einsehe, gerade, wie andre Dichter, die Schwierigkeit, die bey didaktischen Versuchen am häufigsten eintritt, und nur mit Mühe besiegt wird, — die, von einer Idee zur andern überzugehen, ohne durch die Uebergänge selbst der Lebhaftigkeit und Kürze des Ausdrucks zu schaden, mehr denn einmal gefühlt, und lieber durch einen, wenn auch etwas gewagten und befremdenden, Sprung den Weg zu seinem Ziele beschleunigen, als sich und den Leser durch das Legen von Brücken und Stegen aufhalten wollen. Ob dieser Mangel eines leichten und bequemen Zusammenhanges in der römischen Sprache vielleicht weniger oder gar nicht bemerkt wurde, können wir nicht entscheiden; das aber wissen wir, daß die geschicktesten Uebersetzer Horazens in den neuern Sprachen sich gezwungen gesehn haben, mehrere jener fehlenden Brücken zu schlagen, oder doch die Stelle, wo sie fehlten, in ihren Anmerkungen zu bezeichnen, — ein deutlicher Beweiß, daß wir wenigstens nicht überall hell sehen und zur höchsten Vollkommenheit des

Styles noch etwas an Horazen vermissen. Wenn übrigens dieser Vorwurf die Satiren und freundschaftlichen Briefe seltner trifft, als die wissenschaftlichen, ich meyne, den Brief an den August, den an den Julius Florus und den berühmten an die Pisonen, wenn insbesondere der letztere, von Seiten des Plans, den Scharfsinn der Kunstrichter mehr, als die andern alle, beschäftigt und sie weniger für die ihm geschenkte Mühe belohnt hat, so dürfen wir, zur Rechtfertigung unsers Dichters, nicht vergessen, daß wir überhaupt in Allem, was sich auf Wissenschaft und wissenschaftliche Kenntnisse bezieht, methodischer, als die Alten, verfahren und eben darum den Mangel strenger Ordnung leichter in ihnen wahrnehmen und schwerer verzeihen. Glücklicher Weise vereinigen die genannten Briefe Vorzüge in sich, durch welche sie dem Freunde der Geschichte, wie dem Freunde der Muse, heute noch sich empfehlen und sogar, bey einer noch größern Unvollkommenheit des Plans, empfehlen würden. Für jenen sind sie ein treuer Abriß von dem Zustande des Geschmacks und der schönen Litteratur der Römer unter August, und für diesen ein Handbuch, das er Tag und Nacht lesen wird, wenn es ihm ein Ernst ist, sich des poetischen Lorbeers würdig zu machen.

(Der Beschluß künftig.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dyck, Johann Gottfried, 1750-1815 [Herausgeber] / Schaz, Georg, 1763-1795 [Herausgeber] / Sulzer, Johann Georg, 1720-1779 [Begründer eines Werks] [Sonstige]
Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen nebst kritischen und historischen Abhandlungen über Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften
Bd.: Vierter Band

Leipzig 1796

L.eleg.g. 390 a-4,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10812422-4
VD18 80335675-001